

17. Mai 1926

KARL MAYR · WELTKRIEGFÜHRUNG UND DEMOKRATIE

UBER der Fülle der Einzelursachen, die sich für den Zusammenbruch von 1918 als wesentlich herausgestellt haben, darf nicht übersehen werden, daß die Leistung der Feldherren und ihrer Gehilfenschaft stets ausschlaggebend ist. Nicht nur der Gewaltpolitiker, auch der Verständigungspolitiker vermag, wenn einmal Mars begonnen hat die Stunde zu regieren, doch nur militärische Erfolge in die Wagschale zu werfen. Alles Gerede über die verderbliche Diplomatenfeder, Revolution von oben oder unten, den "Dolchstoß" soll ja nur von der Erkenntnis ablenken, daß wir Deutschen nicht nur die Suprematie des militärischen Denkens über das politische anerkannt, also das Hilfsmittel verselbständigt und über das Ziel gesetzt hatten, sondern daß auch das rein militärische Handeln bei uns wesentlich entartet war.

Der Staatsmann muß sich seinen Feldherrn auswählen (wenn er nicht, wie Napoléon, selber beides ist). Strategie darf ihm keine Geheimwissenschaft sein. In Frankreich ist schon vor dem Krieg dem Interesse an kriegstheoretischer Belehrung umfänglich Rechnung getragen worden. Vor der breiten Öffentlichkeit hat sich dort eine *unité de doctrine* aus zeitweiligen Abirrungen heraus je länger je mehr durchgesetzt. Goethe hat in seinem Aufsatz *Naturphilosophie* unter Bezug auf d'Alembert betont, daß auf »Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes« und auf der »Reinheit des Vorsatzes« alles in den Wissenschaften beruhe, ja daß »dieses große Erfordernis nicht bloß in mathematischen Fällen sondern überall in Wissenschaften, Künsten wie im Leben stattfinden« müsse. Krieg und Politik sind kollektivistisch die stärkste Bejahung des Lebens.

Auch der Weltkrieg und die Theorie für ihn standen unter dem Zeichen Napoléons, der wiederum seine Verpflichtung an die Caesar, Eugen und Friedrich oft genug betont hat. »Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit« der Napoléonischen Lehre hat der Preuße Clausewitz zusammengefaßt. Es ist grundfalsch, wenn über den preußischen Generalstab des Weltkriegs geurteilt wird, seine strategische Schulung habe unter einem bedenklichen,

»den Fortschritt hemmenden Autoritätsglauben«,¹ unter anderm an Clausewitz, gelitten. Der preußische Generalstab hat vor dem Krieg Clausewitz gar nicht verstanden, nicht verstehen können und auch nicht fortzubilden vermocht. Das Marneunglück von 1914 und die Fehlgriffe danach, vor allem Ludendorffs Offensive von 1918, sind symptomatische Beweise jenes Abirrens von überkommener Weisheit. Worin gipfelten denn Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit jener französisch-deutschen Kriegslehre? In 4 Forderungen: 1. Voraussicht des besondern Charakters eines bevorstehenden Krieges, 2. Entfesselung, das heißt organisatorische und moralisch-willensmäßige Bereitstellung der gesamten Volkskraft zum Verteidigungskrieg, 3. Ökonomie der Kräfte, das heißt besonnenes Haushalten mit ihnen, 4. Zusammenfassung der Kraft, operativ und taktisch-technisch, zeitlich und örtlich, für die Hauptentscheidung der einzelnen Feldzüge. Das klingt alles sehr einfach. Aber jede dieser Grundwahrheiten ist von uns mißachtet worden.

MAN kann als einen Stammvater des durch den Kriegsausbruch desavouierten, rein wirtschaftlich begründeten Pazifismus keinen geringern heiligsprechen als den Grafen Schlieffen. »Lang sich hinschleppende Kriege«, hatte er verkündet, »sind zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist, und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muß.« Die seelische Widerstandsfähigkeit des deutschen Volkes ist durch die Entkräftung dieser autoritären falschen Voraussage schwer belastet worden. Aber auch der mit Verletzung der belgischen Neutralität besiegelte politische Sondercharakter des Krieges ist unter Schlieffens suggestiver Einwirkung nicht vorauserkant worden. Mit naivem Zynismus hatte Schlieffen einmal ausgesprochen: »Bei dieser Sachlage haben Engländer und Amerikaner, die sich mit der Frage beschäftigt haben, als praktische und wenig skrupulöse Leute es als selbstverständlich angenommen, daß die Deutschen die Franzosen durch Belgien angreifen würden.« Öffentliche Kritik ist ein Palladium der Demokratie. Die Erörterung des die Interessen jedes Staatsbürgers zutiefst berührenden Aufmarschproblems ist in Deutschland, sogar in der Fachpresse, fast völlig unterdrückt gewesen. Ein Sonderproblem sei eingeschaltet: Man hat hervorgehoben, daß Belgien zwar seine Ostgrenze fortifikatorisch gesperrt hatte, nicht aber seine Westgrenze.² Nun kann zwar die ententefreundliche Haltung Belgiens vor dem Krieg nicht bestritten werden. Aber sie war wesentlich durch die trotz innendeutscher Geheimniskrämerei international bekannte Tatsache der auf Neutralitätsbruch basierten deutschen Aufmarschpolitik bedingt. Eine vollwertige Verdoppelung seines Festungsschutzes wäre über die Kräfte des kleinen Staates gegangen. Bei rein defensiver Vorkriegspolitik und militärisch reiner Defensiv Deutschland zu Kriegsbeginn hätte sogar das Festungsdreieck Antwerpen-Lüttich-Namur (Huy) eine zweckmäßigere Anlehnung für die deutschen Strategen geben können als, bei angenommenem Fehlen dieses Dreiecks, eine weit vorgeschobene Festungslinie an der belgisch-französischen Grenze.

1) Siehe von Moser Kurzer strategischer Überblick über den Weltkrieg 1914 bis 1918 /Berlin 1921/ Seite 20. Im ganzen ein ausgezeichnete Überblick. Politisch bezeichnet sich von Moser als konstitutionellen Monarchisten.

2) Siehe Müller-Brandenburg Von Schlieffen bis Ludendorff /Leipzig 1924/ Seite 139 und von Moser Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg /Stuttgart 1925/ Seite 36.

Als der Weltkrieg schon drohte, hat Jean Jaurès noch seiner Nation das Siegesrezept geboten. Er hatte die deutsche Doktrin durchschaut: »Umsont hoben Clausewitz und sogar Moltke die Kraft hervor, die für die Technik des Krieges im Verteidigungsverfahren liegt. Es ist jeder Hang zur Defensive und sogar jede Beimischung von Defensive aus dem deutschen System ausgeschaltet.«³ Jaurès sieht den deutschen Vormarsch durch Belgien (westlich der Maas) klar voraus. Leidenschaftlich widerspricht er dem etwaigen Plan aus einem beschleunigten Grenzaufmarsch heraus mit einer Armee von fast nur Linientruppen gegen einen an Zahl überlegenen Gegner sofort die Entscheidung zu suchen. Er will eine Strategie des Zeitgewinns vom Aufmarschgebiet an den Grenzen bis in das Landesinnere, wo bis dahin durch Auffüllung, durch Anschluß von Neformationen das Feldheer zur bewaffneten Nation geworden ist, die nun, etwa im Anschluß an das befestigte Lager Paris, zum Gegenangriff schreitet: die prophetische Konzeption der Marneschlacht. Er forderte 1913 in den Verhandlungen der Kammer über die 3jährige Dienstzeit, die ich selber mit angehört habe, daß der Nation über die Kriegspläne reiner Wein eingeschenkt werde: »Frankreich muß wissen, ob es eine Kriegsmethode hat und welche, muß wissen, wie der Generalstab es gegen den furchtbaren Angriff zu schützen gedenkt, den der Gegner vorbereitet.« Man kann sagen, daß im Jahr 1914 in dem Maß sich der Erfolg für Frankreich abgeschwächt hat, als man sich zu Paris von Jaurèsschen Auffassungen weg in den Plan 17 verirrte. Die Umkehr zur Auffassung des großen Volkstribunen ist am 4. September im französischen Hauptquartier (Joffe-Gallieni) erfolgt. Wie ein Trompetenruf klingt die Meldung des damaligen Unterführers Foch an den Oberbefehlshaber: »Mein rechter Flügel ist stark bedrängt, meine Mitte weicht, es ist mir unmöglich, mich zu bewegen. Die Lage ist ausgezeichnet, ich greife an.« Andererseits ist der Jaurèssche Gedankengang das stärkste Argument gegen den, nach von Moser, »genialen Feldzugsplan des Grafen Schlieffen«⁴. Zur Abwendung eines Cannae vermochte sich das alliierte Heer, eine fähige Oberleitung vorausgesetzt, mit Rückwärtsoperation immer noch rechtzeitig umzugruppieren. Hätten dann, im Zweifrontenkrieg, auch noch die Russen richtig disponiert, 1914 also sich mit fast der gesamten Kraft auf die von Schlieffen-Moltke zum Angriff vorgehetzten österreichisch-ungarischen Kräfte geworfen, dann hätte man das Debakel der Mittelmächte schon in den ersten Wochen erlebt.

Jaurès' Appell an seine Nation war auch ein Ruf über die Grenze. Er zeigte die beiderseits gegebene Zwecklosigkeit des Abringens deutscher und französischer Kraft. Eine verantwortungsbewußte deutsche Demokratie hätte nun auch in Deutschland das Aufmarschproblem vor ihrer nationalen Öffentlichkeit zu prüfen gehabt. War aber schon Jaurès zum Schaden seines Volkes in seiner Demokratie (die darum von Caillaux in seinem Unmut ein englischer Lakai gescholten wurde) nicht durchgedrungen, so konnte in der deutschen Atmosphäre der militärischen Geheimniskrämerei, des Berufsdünkels und der autokratischen Bürokratie von öffentlicher Klärung überhaupt keine Rede sein. Wäre es geschehen, so wäre die belgische Frage sofort erledigt gewesen. Aber auch die anderen Grundfehler der Schlieffen-Moltke-Doktrin wären ausgemerzt worden.

³) Siehe *Jaurès Die neue Armee* /Jena 1913/ Seite 98.

⁴) Siehe *von Moser Das militärisch und politisch Wichtigste vom Weltkriege* /Stuttgart 1926/ Seite 12.

Zusammenfassung der Kraft! Die Mittelmächte standen auf den für freie Operation so günstigen inneren Linien. Die Gesamtheit aller deutschen und österreichisch-ungarischen Divisionen hätte von Anbeginn an zu einer Summe zusammengefaßt, und aus dieser Summe heraus hätte zunächst entweder im Osten oder im Westen eine durchschlagende Mehrheit eingesetzt werden sollen. In Berücksichtigung des oben Gesagten war die Lösung: sich, mindestens zunächst, im Westen auf reine Defensive zu beschränken. Für alle Fälle hätte eine Verdoppelung der Westfortifikation vorgenommen werden können. Diese hätte 25 deutsche Korps für den Osten freigemacht. Der morsche Zarismus Nikolaus' II hätte eine, durch keinerlei Anfangserfolge gemilderte unbegrenzte Rückwärtsstrategie im Stil von 1812 nicht ertragen. Die endlos weiten russischen Räume mußten im Zeitalter der Organisation, zumal wenn man die nun einmal vorhandene Hochseeflotte am linken Heeresflügel einsetzte, ihre Schrecken verloren haben. Die Ostfortifikation konnte zugunsten der Westfortifikation fast völlig aufgelassen werden. Es wäre, je offener man in Deutschland solche strategischen Karten, die man im Ernstfall auszuspielen gedachte, vor aller Welt hinlegte, um so weniger ein Weltbrand als Zwangsmittel europäischer Evolution zu gewärtigen gewesen.⁵

Die einigermaßen zureichend ausgebildeten Massen freilich, die sich, an aktive Korps angeschlossen, zur Verteidigung des Westens an die Panzerfronten dort klammerten, ebenso wie die gegen Rußland aufzubietenden Massen hätten aus dem Boden der Demokratie gestampft werden müssen. Es ist aber 1914, selbst das Zarenreich nicht ausgenommen, nur Deutschland gewesen, wo breite Massen an dem Staat, zu dessen Verteidigung sie aufgerufen werden konnten, keine oder unzureichende Rechte hatten. Es waren dies in Preußen die "Gemeinen", von denen 1813 ein Hermann von Boyen urteilte: »In den Augenblicken der Gefahr schlägt das Gefühl der Vaterlandsliebe im Durchschnitt viel kräftiger in den ärmeren, sogenannten unteren Schichten, macht sie zu Aufopferungen bereitwilliger als bei den Vornehmern und Reicheren; bei den meisten von diesen ist die Tugend in so viel Baumwolle eingewickelt, daß sie selten zur Tätigkeit kommt.«⁶ Rechte bedingen Pflichten. Das Korrelat der politischen Gleichberechtigung wäre die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gewesen. Zu ihrer Durchführung auf der Grundlage der 2- bis 3jährigen Dienstzeit fehlten aber auf absehbare Zeit die Ausbildungsorgane. So kam zunächst nur eine kurzfristige Ausbildung der Ersatzreservemassen in Anlehnung an Truppenteile mit längerer Dienstzeit in Frage. Der bayrische General Caspar Haeusler hat 1912 im Reichstag nach dieser Richtung zu wirken gesucht. Ich selbst habe 1912, unabhängig von Haeusler, auf die Massen hingewiesen.⁷ Die Ludendorffschematischen letzten Wehrvorlagen hätten, selbst bei ihrer vollen Annahme, diese großen Massen nicht oder nicht mehr gebracht. Daß man sich gegen jede »Abbiegung ins Demokratische«, wie sich der Ludendorffanhänger Theobald von Schäfer ausdrückte⁸, in der Wehrpolitik sträubte, hat man 1914-1915 mit dem nutzlosen Opfertod von Abertausenden vor Ypern und auf den russischen Schneefeldern bezahlen müssen.

5) Siehe *Mayr Kriegsplan und staatsmännische Voraussicht*, in der Zeitschrift für Politik 1925 Seite 385 und folgende.

6) Siehe *von Boyen Erinnerungen I / Leipzig 1889/* Seite 270.

7) Siehe *Mayr Soll und Haben im Heer*, in der Zukunft 1912-1913 I Seite 99 und folgende.

8) Siehe *von Schäfer Nochmals Ost- oder Westaufmarsch?*, im Deutschen Offiziersbund 1926 Seite 126.

Der Massencharakter des kommenden Krieges wurde aber auch nach der technischen Seite verkannt. Der zur befehlstechnischen Beherrschung der Massen so ungeheuer wichtige Nachrichtendienst war unzureichend entwickelt. Die Unterlegenheit der deutschen Feldartillerie nach Material und Schulung wird heute von allen Sachverständigen, widerstrebend, zugegeben. Eine gewisse Überlegenheit im Besitzstand an schwerer Artillerie war gegeben. Aber ihre Wirkung ist taktisch, etwa im Stil Napoléons 1809, in keiner der entscheidenden Anfangsschlachten zusammengefaßt worden. Die Bereitstellung größerer Munitionsmassen hatte der preußische Generalstab verlangt. Aber auch seine Forderungen wären, wenn realisiert, weit hinter der Notwendigkeit zurückgeblieben. Nicht so sehr auf Bereitstellung kam es an als auf Vorerwägung (nicht einmal Vorbereitung) der Maßnahmen zur Massenerzeugung im Bedarfsfall. Die Engländer (Churchill) hatten im Schoß der Gesamtregierung ihr war-book ausgearbeitet. Alle diese Feststellungen belasten weniger das (heute von der Schlieffenschule als Sündenbock hingestellte) Kriegsministerium als, da sie Grundsätzliches betreffen, die Führerschaft, den Generalstab. Die Technik war aber im Landheer nach Art und Umfang verkümmert, weil budgetmäßig ihre Energieen zersplittert, das heißt in eine zur drohenden Angriffswaffe ausgebaute Marine abgelenkt wurden: auch ein Grundsätzliches, das ein untertäniger Generalstab schweigend hinnahm. (Darauf hat auch der General von Wrisberg hingewiesen.) Ökonomie der Kräfte wirkt auf lange Sicht. Zusammenfassung der Kraft auf den inneren Linien zu rechter Zeit und am rechten Ort! Auch der Ermattungsstrategie Falkenhayn hat sich gröblich dagegen versündigt. Das hat, mit von der Goltz, Conrad, Moltke, Oberost stets weidlich kritisiert. Im Spätherbst 1914 hat Falkenhayn die Möglichkeit versäumt alle Kraft im Osten, 1915 im Osten oder Westen, 1916 im Osten, bei Verdun oder bei Asiago zusammenzufassen. Ein großer Aufwand ward schmählich vertan. Die Sommeschlacht, in der zum zweitenmal bedeutungsvoll Foch hervortritt, ist in unerbittlicher Logik die Strafe für diese Unterlassungssünde.

Ludendorffs militärische Verantwortung wird durch die mindestens seit 1917 gegebene Tatsache seiner politischen Omnipotenz nur verschärft. Gerade wenn man wie er vom "Vernichtungswillen" der Feinde überzeugt war, war restlose Entfesselung der Volkskraft einerseits, deren haushälterische Verwertung andererseits dringend geboten. In demokratischer Offenheit war dem ganzen Volk seiner Wein einzuschenken. Der Dolchstoßprozeß wie die Feststellungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses haben auf die Unaufrichtigkeit der amtlichen Kriegsberichterstattung ein grelles Licht geworfen. Ein Volk, mit dem man demokratisch offen reden will, muß auch demokratisch mündig gemacht sein. Die Innenpolitik der Obersten Heeresleitung war Sabotage der Wahlrechtsbewegung. Auch in der Kriegszielpolitik mußte schon aus militärpsychologischen Zweckmäßigkeitsgründen nicht das Maximalprogramm einer Minderheit, sondern das Minimalprogramm der Massen, die man soldatisch brauchte, verfochten werden. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß auch in Rußland die Anhänger des Friedens so stark waren, daß eine aufrichtige Bekundung deutschen Friedenswillens durch Zurücknahme unserer Truppen auf die Njemenlinie den Frieden, selbst ohne faktischen Friedensschluß, 1917 im Osten herbeigeführt hätte. Kerenskij's Friedensproklamation im Frühling 1917 hätte, von Deutschland richtig aufgefaßt und beantwortet, damals den Frieden auf dem Kontinent bringen können. Die

Verflechtung der politischen Zwecke (Verständigung) mit den rein militärischen (Ökonomie der Kräfte) liegt auf der Hand. Nicht scharf genug kann andererseits gerügt werden (diese Fehler hatten alle die gleiche psychische Wurzel), daß im Herbst 1917 versäumt worden ist mit verfügbaren Verstärkungen aus der Ostfront den italienischen Feldzug mit Doppelangriff entscheidend abzuschließen. Zwar auch Ludendorff hat gelegentlich politische Notwendigkeiten geahnt. Er wollte seine militärische Offensive 1918 mit einer »großzügigen politischen Offensive gegen die Heimatfront Englands« paaren. In einer vom Oberst von Haefen verfaßten, von Ludendorff »dringend befürworteten« Denkschrift ist umfänglich dargestellt, wie man die »patriotische Friedensbewegung« in England (dort waren also die Friedensfreunde Patrioten, im eigenen Volk Landesverräter) stärken und fördern könne: »Worte sind heute Schlachten, richtige Worte gewonnene Schlachten, falsche Worte verlorene Schlachten.« Aber das Opus blieb Bürokratenarbeit, weil die Oberste Heeresleitung das »richtige Wort« eben nicht über die Zähne bringen konnte. Dabei war Ludendorff, gerade vor seinem letzten entscheidenden Angriffsentschluß, von staatsmännisch erfahrenen, mit breiten Schichten des Volkes verbundenen Männern die ganze Wahrheit gesagt worden. Friedrich Ebert und Erhard Auer haben ihm, zu eingehender Unterredung geladen, die Notwendigkeit der Verständigung, der Schonung der Volkskraft und die Gewagtheit der für das Frühjahr 1918 gewählten reinen »Vernichtungsstrategie« eindringlich dargelegt. Diese Unterredungen haben zu Berlin stattgefunden. Teilweise unter 4 Augen. Aber es hat sich kurz darauf herausgestellt, daß der Feldherr, der auf verfängliche Aussagen spekuliert haben mochte, die Unterredungen durch den Obersten Bauer hinter einer in das Besuchszimmer »behelfsmäßig« eingebauten Tapetenwand mitbelauschen ließ.

Im Jahr 1914 war es, nach von Kuhl, Axiom gewesen den »stärkern und gefährlicheren Gegner«, die Franzosen, zuerst anzugreifen.⁹ 1918 sah Ludendorff England als die »stärkste Kraftquelle des Widerstandes« an und entschloß sich zur operativen »Niederwerfung« der Engländer. Diese Wahl war, wenn man sich schon einmal zum Angriff entschloß, richtig. Nicht, weil England militärisch der stärkere, sondern weil es im Gegenteil zu Land der schwächere war. Im übrigen hat es wenig kriegsgeschichtliche Akte gegeben, die derart mit schweren grundsätzlichen Fehlern durchsetzt waren wie Ludendorffs Frühjahrsoffensive von 1918.



ENN Ludendorff die Engländer vernichtend schlagen wollte, mußte er gegen sie eine starke Überlegenheit an Angriffsmitteln versammeln. Der russische Zusammenbruch hatte den Mittelmächten ein beträchtliches Übergewicht verschafft. Der Hauptmann Peter Wright hat die Gesamtstärke der Alliierten für Dezember 1917 auf 5,4 Millionen, die der Mittelmächte, einschließlich der Bulgaren und Türken, auf 5,2 Millionen berechnet. Die Stärke der Deutschen allein berechnete er auf 3,4 Millionen. Tatsächlich betrug die Gesamtstärke des deutschen Heeres allein aber weit mehr, nämlich über 4,6 Millionen. Zahlen über die Gesamtstärke des österreichisch-ungarischen Heeres sind im Untersuchungsausschuß vom Sachverständigen von Kuhl bezeichnenderweise nicht mitgeteilt worden.¹⁰ Man kann sie auf 2,5 Millionen schätzen. Die schwer

⁹) Siehe von Kuhl *Der deutsche Generalstab /Berlin 1920/* Seite 164.

¹⁰) Siehe *Das Werk des Untersuchungsausschusses: Die Ursachen des Zusammenbruches III /Berlin 1925.* Seite 6 und folgende.

erschütterten Italiener, dann die Serben und Griechen konnten für eine Verschiebung in den Westen kaum in Betracht kommen. Die amerikanischen Truppen brauchten erst vom Mai 1918 ab in Rechnung gestellt zu werden. Wiederum, wie 1914, kam es für die Mittelmächte darauf an die Gesamtgefechtsstärke zusammenzufassen und aus ihr heraus, diesmal im Westen, ein entscheidendes Übergewicht einzusetzen. Aber es handelte sich nicht nur darum die englisch-belgischen Divisionen (59, darunter 18 in Reserve) zu zertrümmern. Man mußte mit breitem Angriff auf einen geeigneten französischen Frontteil auch die französischen Reserven (etwa 40 Divisionen) fesseln. Dies war, wie Hermann Schützinger zutreffend bemerkt hat, schon wegen des dichten Netzes von Verbindungen hinter der alliierten Front notwendig. Man wußte, daß auf Drängen Fochs die Franzosen sich starke Reserven zu schaffen suchten. Während die deutsche Durchbrucharmee gegen die Engländer möglichst beweglich zu machen war, war dies für die Fesselungsgruppe gegen die Franzosen nicht nötig. Bis zum Abschluß des Angriffs am 5. April 1918 hat Ludendorff gegen die, wenn auch verspätet, so doch noch rechtzeitig durch die Franzosen unterstützten Engländer im ganzen 92 Divisionen bereitgestellt. Hiervon waren 11 noch nicht zum Einsatz gekommen, eine 12. war im Anrollen; etwa 6 standen noch zur Verfügung. Aber es standen auch am 21. März 1918 noch 40 095 Offiziere, 1 000 955 Mann, 281 770 Pferde im Osten. In der Zeit von Mitte März bis Anfang Oktober 1918 sind vom Osten her noch über 20 Divisionen (ganz abgesehen von Einzelabstellungen) zum Kampf in den Westen nachgeschoben worden. Eine nennenswerte russische Front war ja nicht mehr da. Sogar die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, den Vormarsch in der Ukraine hätte man auch mit der stark verminderten Kopfstärke, die am 1. Oktober 1918 im Osten noch gegeben war (21 666 Offiziere, 591 119 Mann, 199 942 Pferde), durchführen können, wenn man sie vernünftiger angepackt hätte, denn nicht um Besetzung riesiger Räume im Kordonsystem handelte es sich sondern um Beherrschung der wenigen Bahnknotenpunkte und, dem verspäteten Vorschlag des Kriegsernährungsamts vom 28. Juni 1918 entsprechend, um »Zusammenziehung von Truppen in gewissen, vorher festgelegten Räumen«. Aber auch von den Österreichern hätten sofort, im März, bis zu 20 bewegliche Divisionen herangezogen werden können und müssen. Um so unbedenklicher natürlich hätte dies durchgeführt werden können, wenn Ludendorff die italienische Niederlage im Spätherbst 1917 zu einer vollen Katastrophe ausgebaut hätte. Sogar einige anatolische Divisionen hätte man haben können. Die wahrhaft ungeheure Menge von 140 Divisionen hätte also im März 1918 sofort zum Einsatz bereitgestellt sein können, gegliedert in eine Durchbruch- oder Manövrierarmee von 90 bis 100 Divisionen gegen etwa 60 Divisionen Haigs (darunter nur 20 Divisionen Reserve), eine Nebenarmee von etwa 40 bis 50 Divisionen gegen die Franzosen. Nie hatte das Kriegsglück einem Feldherrn solche Chancen in den Schoß geworfen.

Ebenso fahrlässig wurden die technischen Mittel zersplittert. Das "großartige" Hindenburgprogramm haben schon Männer wie Helfferich, General von Freytagh-Loringhofen herb kritisiert. Es ist in Wahrheit ein unerhörter Raubbau gewesen, ein Schematismus, der in Überproduktion auf einzelnen Gebieten gipfelte. Daher ist das Urteil des Sachverständigen von Kuhl rundweg abzulehnen: »Der Ausbau der Tankwaffe wäre nur möglich gewesen un-

ter Einstellung der Herstellung von anderm Kriegsmaterial.« Der Inspektion des Kraftfahrwesens wurde schon 1915 ein brauchbares Versuchsmodell eines Tanks angeboten. Die notwendigen artilleristischen Mittel zum mindesten wären verfügbar gewesen. Unverzeihlich ist es, daß man am 21. März sogar in Rumänien noch 14 schwere Battereien nutzlos stehen ließ, und daß zum Bandenkrieg im Osten noch Hunderte von schweren Geschützen dagelassen wurden. Nach amtlichen Zahlen hätte man aber auch aus den Teilen der Westfront, die außerhalb des Schlachtfelds vom 21. März lagen, noch erheblich mehr schwere Artillerie zugunsten des Hauptangriffs herausziehen können.

Überschwenglich hat sich der sonst sachlich urteilende Generalleutnant von Moser geäußert: »Als ein gewaltiger Feldhauptmann hatte sich Ludendorff in dieser großen deutschen Angriffsschlacht erwiesen, der die stärksten Heeresmassen mit fester Hand zum taktischen Siege zu lenken wußte.« In Wahrheit ist Ludendorff auch kein großer Taktiker gewesen. Er war es nie. Nicht einmal im kleinen Rahmen 1914 vor Lüttich. Die Verluste der 14. Brigade, deren Führung (eine Selbstverständlichkeit: der Kommandeur war gefallen) Ludendorff damals übernommen hatte, waren gering. Nach Wegnahme des Ortes Queue du Bois war man in kampflosem Vormarsch auf den Höhen südöstlich der Stadt eingetroffen. Ludendorff bleibt tagsüber dort stehen. Gegen 10 Uhr abends endlich gibt er dem Führer einer Jägerkompanie den Befehl die strategisch wichtigen Maasbrücken zu besetzen. »Der Hauptmann sah mich an — und ging.« Die Truppe wird es schon schaffen. Am nächsten Morgen erst folgt, auf Befehl des Generals von Emmich, Ludendorff mit der Brigade. Bezeichnend aber ist folgende Stelle aus dem Bericht des Generalobersten von Bülow: »War nach Meldung des Verbindungsoffiziers des Oberkommandos vom 8. August vormittags die Lage vor Lüttich schon wenig günstig, so erschien sie äußerst bedroht durch die Meldung, die mir General Ludendorff persönlich bei meinem Eintreffen in Aachen am 8. August abends abstattete. Hiernach war es General Ludendorff am 8. August vormittags nicht mehr gelungen nach Lüttich einzudringen. Jede Verbindung mit General von Emmich sei unterbrochen, und der General müsse annehmen, daß die belgische Besatzung, unterstützt durch französische Kräfte, in Lüttich wieder eingedrungen sei und die deutschen Truppen wieder aufgehoben hätte.« Die Episode von Lüttich gibt noch einen andern Vergleichspunkt. Eine Generalstabsschrift von 1918 betont, daß Ludendorff »in unermüdlicher genialer Tätigkeit immer wieder die Anlage und die Vorbereitungen für die Durchführung der Unternehmung gegen die Festung durchgearbeitet« habe. Aber die zum Handstreich gegen die Festung angesetzten Brigaden waren bei ihrem Vormarsch über die Grenze am 4. August von im ganzen 8 schweren Geschützen begleitet. Erst am 10. August abends traf hinter den fechtenden Truppen »ein großer Teil« der Artillerie im Aufmarschgebiet ein: auf Bülows Drängen. Bei Tannenberg aber war Ludendorff eingespannt zwischen die ruhige Beharrlichkeit Hindenburgs und die kluge Übersicht Hoffmanns, er war getragen von der zuverlässigen Führungstechnik der Truppenführer, unserer artilleristischen Überlegenheit und der ungebrochenen Offensivkraft der deutschen Soldaten, er war begünstigt von der unerhörten Schwerfälligkeit der obern und mittlern zaristischen Führung. In bescheidener Sachlichkeit hat der General Hoffmann am 23. April 1923, in einem Brief an den Verfasser dieses Aufsatzes, geurteilt, der »Ausgangserfolg von Tannenberg« sei seines Erachtens »mehr ein Produkt glücklicher Umstände« gewesen.

Ludendorff hatte aber 1918 nicht nur die nötigen Massen schwerer Artillerie nicht auf dem Schlachtfeld versammelt, die er hätte zusammenziehen können und müssen, er hat die vorhandenen Mittel obendrein fehlerhaft verteilt. Der zwar breit entwickelten, aber der bekanntermaßen schwachen Front Gough gegenübergestellten 18. Armee überwies er unverhältnismäßig viel, der 17. Armee (Otto von Below) umgekehrt viel zu wenig. Hierauf hat im Untersuchungsausschuß insbesondere Delbrück hingewiesen, ohne jedoch erschöpfende amtliche Auskunft herbeiführen zu können.¹¹ Die 17. Armee hatte die schwierigsten und entscheidenden Kampfverhältnisse. Am Mißerfolg der 17. Armee ist die Märzoffensive überhaupt gescheitert. Die Wurzel dieses Fehlers lag aber offenbar darin, daß Ludendorff es versäumt hat sich in umfassender persönlicher Erkundung von zahlreichen Beobachtungs- und Befehlsstellen der Fronttruppen aus von den kampftechnischen Schwierigkeiten, insbesondere am rechten Flügel der 17. Armee, ein umfassendes Bild zu machen. Er schwebte über den Wassern. Die 3 Angriffsarmeen nahm er nicht unmittelbar in die Hand, sondern er wälzte die Verantwortung auf dazwischengeschobene Instanzen, die Heeresgruppen Rupprecht und Wilhelm, ab. Der Feldhauptmann wird zum Bürokraten. Die Heeresgruppen galten im Kriegsgeneralstab seit langem als wertvolle Aushilfe. Moltke habe versäumt 1914 Heeresgruppenkommandos einzuschalten, daher angeblich das damalige befehlstechnische Chaos. Tatsächlich ist dem Generaloberst von Moltke nicht aus diesem organisatorischen Umstand der Erfolg entglitten, der gerade bei seiner "verwässerten" Form des Schlieffenplans unter der zufälligen Konjunktur von 1914 tatsächlich möglich gewesen wäre, sondern weil die Eigenwilligkeit der einzelnen Armeeführer (Kluck, Kuhl, Schmidt von Knobelsdorf, Rupprecht von Bayern) die nahen Einzelsiege verpfuschte. Daß 1918 Ludendorff die 3 Angriffsarmeen nicht unmittelbar in die Hand nahm, läßt sich nur als Scheu vor Verantwortung erklären. Die Frühjahrsoffensive scheiterte, wie die anderen Versuche des Sommers 1918, letztlich daran, daß sie an den Flügeln hängen blieb. Gerade dieser Punkt hätte vorausbedacht werden können und müssen. Im Frieden hatte sich der preußische Generalstab im Gegensatz zu den Franzosen um die Technik des großen Durchbruchs theoretisch nicht gekümmert. Auch in den im Krieg eben zur Schulung für die bevorstehende große Offensive eingerichteten Generalkursen (deren spiritus rector der schon oben genannte Major von Schäfer war) war die Technik an den Flügeln des Durchbruchs nicht annähernd berücksichtigt. Ebenso nicht in den Vorschriften und nicht in den (nebenbei bemerkt, jeder Bildhaftigkeit und jeden hinreißenden Schwunges entbehrenden) Befehlen zum großen Angriff 1918. Die taktische Durchführung des großen Angriffs wurde zur Wiederholung der taktischen Mängel seiner Anlage. Alles kam darauf an der Infanterie so viel artilleristische Kraft unter Einsatz aller zur Fortbewegung dienlichen Mittel nachzuschieben wie nur möglich. Aber man zog einen Teil dieser Mittel schon aus der noch im Fluß befindlichen Bewegung heraus, weil man ihrer bereits zur Vorbereitung des nächsten Angriffs an anderer Stelle bedurfte.

1914 hatte, auch 1915, ehrgeiziger Eigensinn von Unterführern dem deutschen Feldherrn fast sichere Siege, zumindest deren Ausbau sabotiert; ein zu den demokratischen Zeiterfordernissen in schreiendem Widerspruch stehender

¹¹) Siehe *Mayr* Der Zusammenbruch 1918, in der Frankfurter Zeitung vom 27. und 28. August 1925, und *Clausewitz* und der Zusammenbruch 1918, im Archiv für Politik und Geschichte 1925 Seite 389 und folgende.

„aristokratischer“ Charakterzug. 1918 war er in sein ebenso undemokratisches Gegenstück umgeschlagen: einen Kadavergehorsam. Obwohl Otto von Below die Aussichtslosigkeit der der 17. Armee übertragenen Aufgabe klar einsieht, unterdrückt er weitem Widerspruch und gliedert sich gehorsam in den Vollzug ein, statt sich verantwortungsbewußt hierzu für moralisch unfähig zu erklären und seine Enthebung zu erbitten. Dieser Kadavergehorsam frißt sich in immer breitere Schichten der Unterführerschaft ein. Der General der Artillerie von Berendt urteilt in der Besprechung der letzten mißglückten Julioffensive geradezu, nicht »Verrat«, sondern dieser stumpfe Gehorsam habe »uns den Krieg verloren«. ¹² Den frühen Beginn der großen Offensive (März) hatte Ludendorff, mit Recht, damit begründet, daß die Hauptentscheidung vor Eintreffen der amerikanischen Massen gefallen sein müsse. Dieser Gedanke ist auch das stärkste Argument gegen die von Ludendorff nun noch angehängte Kette weiterer, mit immer mehr abgenutzten Kräften geführter Angriffe vom April bis zum Juli 1918.

SOLCHER Nebelhaftigkeit des operativen Denkens und der Ziellosigkeit des Handelns auf deutscher Seite steht, seit Fochs Bestellung zum interalliierten Generalissimus, auf französischer Seite zunehmende Klarheit gegenüber. Schon diese Bevollmächtigung eines gemeinsamen Oberfeldherrn, der sich mit kleinem (nur französischem) Stab auf die großen Gesichtspunkte konzentriert, ist das charakteristische Gegenstück zu der fortdauernden Zersplitterung der Leitung bei den Mittelmächten. Mit Recht hatte Foch aus dem mandchurischen Feldzug die Lehre gezogen, daß die neuzeitlichen Elemente des Krieges operative Freiheit nicht notwendig zu lähmen brauchen. ¹³ „Büffelstrategie“ hatte 1914 für Frankreich die Kriegseinleitung verdorben. Aber die Freiheit der öffentlichen Diskussion half noch die Katastrophenstimmung 1914 überwinden. Die Tüchtigkeit des deutschen Soldaten hatte sich der verfehlten Führung der Alliierten gegenüber, trotz grundfalscher Strategie der eigenen Führung, geltend machen können. Dieser Vorsprung ließ sich nur auf dem Weg des Abnutzungskrieges einholen. Gewiß, noch am 29. Mai 1918 hat Foch am Chemin des Dames einen schweren Schlag erlitten. Schuld daran war ein außergewöhnliches Versagen der (allerdings abgekämpften) englischen Truppen in dieser außerordentlich starken Stellung gewesen. Der Eindruck verminderter englischer Leistungsfähigkeit mußte bei Foch nachwirken. Auch die Grenzen der Leistungsfähigkeit des noch stärker ausgebluteten französischen Heeres durfte er nicht verkennen. Die Ungeschultheit der amerikanischen Truppen war zu berücksichtigen. So ließ Foch der unerwartet hohen Wirkung seiner ersten Gegenstöße vom 18. Juli und 8. August zunächst, vom 20. August bis zum 15. September, schachbrettartig Zermürbungsangriffe folgen. Gleichzeitig führte er eine übersichtliche Trennung der Befehlsabschnitte der alliierten Truppen herbei. Die Zweifel, Klagen, Einwürfe und Einwendungen hiergegen waren offenbar zahllos. Man mag an Clausewitz' Wort denken: »Wie der Obelisk, auf den zu die Straßen eines Ortes führen, steht in der Mitte der Kriegskunst, gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.«

¹² Siehe von Berendt Schießübungen, in der Artilleristischen Rundschau 1925 Seite 193 und folgende.

¹³ Foch hatte als Lehrer an der französischen Kriegsakademie 1902 seine kriegsgeschichtlichen Auffassungen in 2 Bänden Principes de la guerre niederzulegen begonnen. Ludendorffs einziger lehrhafter Niederschlag, ein 1907 veröffentlichter Band Divisionsmanöver, ist wohl kaum ernsthaft als Gegenstück zu werten.

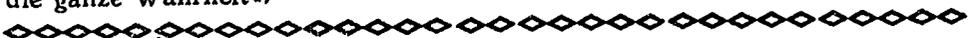
Es ist gesagt worden, Foch habe Mitte Oktober, eben im Anschluß an diese Zermürbungsangriffe, »beliebig starke französische Boden- und Luftstreitkräfte an die Maas werfen« können, zum großen Durchbruch auf Namur.¹⁴ Das wäre, meint von Moser, eine »wahrhaft verlockende Aufgabe für den französischen Nationalstolz« gewesen. Das wäre aber gerade geistloser, im Zeitalter werdender Demokratie völlig unangebrachter "Militarismus" gewesen, der »Treffen schlägt, weil einen Sieg der junge Feldherr braucht«. Mit voller Überlegung beharrt Foch bei seiner klaren Ökonomie der Kräfte. Er setzt vom 26. September an seine Zermürbungsstrategie, wenn auch in größerem Maßstab, planmäßig fort. Wenn man aber einem Angriff von Verdun aus auf Namur Anfang Oktober kriegsentscheidende Möglichkeiten zu erkennen will, so wird man den von Foch für den 14. November geplanten Großangriff von Lothringen gegen Luxemburg ebenso beurteilen müssen. Mit der Versammlung dieser Kräfte hatte Foch in der 2. Hälfte des Oktobers begonnen. Die Eisenbahnpunkte dieser Truppen lagen kaum 10 Kilometer hinter ihren Fronten. Metz, Diedenhofen und Straßburg waren artilleristisch desarmiert. Nur die Überwindung der Mosel wäre Erschwernis geworden, und auch sie erst zu einer Zeit, da der moralisch starke Eindruck dieser Operation sich schon ausgewirkt haben mußte. Der deutsche Rückmarsch in die Antwerpen-Maas-Stellung ist bekanntlich erst in der Nacht vom 7. zum 8. November angetreten worden. Die Mitte der deutschen Westfront wäre also zerrissen worden, ihr rechter Flügel hätte zum Rückmarsch südlich des holländischen Maastrichtzipfels nur über einen Streifen von kaum 100 Kilometer Breite mit einer einzigen Bahnlinie und wenigen Straßen verfügt, und die Rheinlinie bis südlich Germersheim wäre nicht mehr zu halten gewesen. Mit deren Fall wäre aber auch der operative Wert der Mittel- und Unterrheinlinie problematisch geworden. Eine kritische Erörterung dieser Fochschen Eventualoperation ist um deswillen völlig zulässig, weil alle Elemente ihrer Durchführung klar vorliegen. Auf jeden Fall ist eine tiefe Planmäßigkeit des 70jährigen Marschalls festzustellen. Eine Ökonomie der Kräfte, die vorbildlich ist, weil sie, gebunden an die Staatsraison, von militaristischem Sentiment frei ist. Sie erreicht ihren Höhepunkt in der Bereit- erklärung zum Waffenstillstand: trotz dem winkenden militärischen Sieg.

DIE Alliierten hatten, wie dies gerade Foch freimütig betont hat (ein Reichsarchivrat hat diese Äußerung 1923 im Militärwochenblatt wiedergegeben), die »beste Armee der Welt« sich gegenüber. Auch sonst ist die Qualität des deutschen Soldaten, die aus einer steten Bereitschaft zu durchhaltender Einordnung stammt, unbestritten. Wenn auch die technische Rüstung des deutschen Heeres im Weltkrieg je länger je mehr vergleichsweise schwächer war, so war doch auch sie noch neuzeitlich furchtbar genug, um riesige Schwierigkeiten aufzutürmen. Nicht der Generalstab hat diese »beste Armee« geformt und geführt, sondern die untere und mittlere Truppenführung. Der letzte und wichtigste Faktor ist feldherrliche Kombination. Die auf die äußere Linie gestellten Alliierten hatten zur Überwindung der deutschen Armee jene Fülle von Kombinationsmöglichkeiten gar nicht wie die auf die innere Linie gestellten Schlieffen, Moltke, Falkenhayn und Ludendorff. Daß diese Feldherren trotz der »besten Armee« geschlagen wurden, lag daran, daß sie die aus der operativen Ausgangslage resultierenden Möglichkeiten nicht schöpferisch aufzugreifen verstanden.

14) Siehe von Moser, an dem in Note 2 erwähnten Ort Seite 336.

Die operative Lage der Mittelmächte war an sich dauernd günstiger als die der Entente, sie war es dank der ungewöhnlichen Durchhaltekraft des Volkes selbst 1918 noch, zu einer Zeit also, wo das verbrecherische Versehen mit Hauptentscheidungen im Osten und Südosten 1914 nicht sofort den Nahrungsspielraum erweitert zu haben sich mit Hunger und Krankheit katastrophal zu rächen begonnen hatte. Die Feldherren beherrschten nicht einmal den erlernbaren Teil ihrer Kunst, »Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit« jener Lehre hatten sie sich nicht zu eigen gemacht. Aber die Kriegslehre mußte auch mit dem Geist der Zeit verwachsen sein. Demokratie war ihr unabweisliches Ferment. Demokratie bedeutete Verzicht auf Neutralitätsbruch, bedeutete unter Ignorierung dynastischer Interessen eine, wenn auch nur lose, so doch unverkennbare militärische, also auch politische Organisation von Mitteleuropa als Vorstufe zu Kontinentaleuropa. Demokratie bedeutete international offene Aufmarschpolitik. Aufmarschpolitik war aber immer die Pandorabüchse der Geheimdiplomatie gewesen. Demokratie schloß in sich die einzige organisatorische Möglichkeit der Bereitstellung der Massen zum Abwehrkrieg. Demokratie war Beseelung dieser Massen mittels politischer Durchbildung. Dieses unentbehrliche Ferment Demokratie vermochten die Feldherren Deutschlands nicht aufzufassen, weder seelisch noch verstandesmäßig. Vermochten sie es nicht als Herzenssache, wie vergleichsweise die Stein, Scharnhorst, Gneisenau, die ursprünglich auch ganz auf den Abwehrkrieg eingestellt gewesen waren, so hätten sie doch, etwa im Sinn der nachrevolutionären Entwicklung Hindenburgs, aus Verstandesgründen fähig sein sollen es zu tun. Wenn der Soldat der »besten Armee« heute, nicht gemäß Artikel 231 des Versailler Vertrags sondern als Besiegter entsprechend dem Londoner Übereinkommen, "ironen" muß (womit indessen dieser Zeitungsdruck, der den Sachverhalt der Wiedergutmachung sinnloser Kriegszerstörung verdunkeln will, nicht etwa akzeptiert sei), so hat er dies, wenn nicht ausschließlich, so doch in allererster Linie seiner in antidemokratischen Kasten-auffassungen wurzelnden Oberführung zu verdanken. Mit der hartnäckigen Verneinung der demokratischen Grundlage war die Kriegslehre mit jenem »Falschen« durchsetzt worden, das, wieder in Beziehung auf Goethes Aufsatz, »wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Teil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen«.

Über all diese Zusammenhänge ist das deutsche Volk bis heute nicht annähernd genügend unterrichtet. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, verfechten heute noch die Militärwissenschaft, die Geschichtsschreibung, amtliche Stellen (Reichsarchiv, Reichswehrministerium) und die Presse einen vollgültigen Anspruch unserer Feldherren auf Anerkenntnis ungewöhnlicher Leistung. Aber gerade dieser Anspruch ist abzuweisen. Es war die militärische Leitung Deutschlands, die im Weltkrieg militärisch geschlagen worden ist. Die politische Leitung des Deutschlands der Nachkriegszeit hat die Folgen dieser Niederlage noch nicht auszugleichen verstanden. 7½ Jahre nach Beendigung des Weltkriegs ist es Zeit mit der Neuaufrichtung der deutschen Kraft zu beginnen. Unerläßliche Voraussetzung hierzu ist Erarbeitung kriegstheoretischer Klarheit: das Bekenntnis zu Clausewitz' geschichtswissenschaftlicher (von ihm nach dem Wortlaut der französischen Eidesformel ausgedrückten) Forderung »die Wahrheit zu sagen, nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit«.



LUDWIG QUESSEL · EINE NEUE TRAGÖDIE DEUTSCHLANDS?



Am 10. Mai nahm die Studienkommission, die im März eingesetzt worden war, um Vorschläge für eine Neuorganisation des Völkerbundsrats vorzubereiten, ihre Arbeiten auf. Ziemlich gleichzeitig gab das Völkerbundssekretariat bekannt, daß die 7. Völkerbundsversammlung am 6. September in Genf stattfinden werde. Während die Studienkommission des Völkerbunds, der als Vertreter Deutschlands der Botschafter von Hoesch und der Ministerialdirektor Gaus angehören, nach einem Vorschlag suchen will, um die Ansprüche Deutschlands, Spaniens, Polens und Brasiliens zu einem Ausgleich und *modus vivendi* zu bringen, haben sich freilich in der hohen Politik Vorgänge abgespielt, die es vielen zweifelhaft erscheinen lassen, ob die Grundlagen für eine erfolgreiche Tätigkeit der Studienkommission überhaupt noch vorhanden sind. Wären sie noch die selben wie im März, so könnte nicht bezweifelt werden, daß für die Septembertagung der Völkerbundsversammlung eine Plattform zu finden wäre, auf die Deutschland, Spanien, Polen und Brasilien treten könnten. Die Vossische Zeitung konnte schon am 2. Mai melden, daß als Verhandlungsbasis folgender Vorschlag formuliert worden sei:

»Der Völkerbundsrat soll vergrößert werden, und es sollen 3 Kategorieen von Ratsitzen geschaffen werden: 1. Ständige Sitze, die ausschließlich den Großmächten vorbehalten bleiben. Das würde bedeuten, daß in der Septembertagung nur Deutschland einen neuen ständigen Sitz erhält. Die Zahl der ständigen Sitze könnte nur erhöht werden, wenn etwa die Vereinigten Staaten oder die russische Sowjetunion Mitglieder des Völkerbundes werden sollen. 2. Halbständige Sitze, die zunächst für die Dauer von 6 Jahren vergeben werden, mit dem Rechte der Wiederwahl dieser Ratsmitglieder nach Ablauf der 6jährigen Frist. Bei der Einrichtung dieser halbständigen Sitze ist in der Hauptsache an Spanien, Polen, Brasilien und die Kleine Entente gedacht. 3. Nichtständige Sitze, die auf die Dauer von 3 Jahren vergeben werden. Nach Ablauf der Frist bleibt eine Wiederwahl der selben Inhaber der nichtständigen Sitze ausgeschlossen.«

Wären, wie gesagt, die Grundlagen für die Arbeit der Studienkommission heute noch die selben wie im März, so könnte ein Vorschlag für die Völkerbundsversammlung zustande kommen, der sowohl den deutschen Ansprüchen als auch dem Begehren Spaniens, Polens und Brasiliens genüge.

Das politische Ereignis, das nach dem Urteil des überwiegenden Teils Europas jene Grundlagen tiefgreifend verändert hat, ist der deutsch-russische Neutralitätsvertrag vom 24. April 1926, dessen Bestimmungen also lauten:

»ARTIKEL 1: Die Grundlage der Beziehungen zwischen Deutschland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken bleibt der Vertrag von Rapallo. Die Deutsche Regierung und die Regierung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken werden in freundschaftlicher Föhlung mit einander bleiben, um über alle ihre beiden Länder gemeinsam berührenden Fragen politischer und wirtschaftlicher Art eine Verständigung herbeizuföhren.

ARTIKEL 2: Sollte einer der vertragschließenden Teile trotz friedlichen Verhaltens von einer dritten Macht oder von mehreren dritten Mächten angegriffen werden, so wird der andere vertragschließende Teil während der ganzen Dauer des Konfliktes Neutralität beobachten.

ARTIKEL 3: Sollte aus Anlaß eines Konfliktes der in Artikel 2 erwähnten Art oder auch zu einer Zeit, in der sich keiner der vertragschließenden Teile in kriegerischen Verwickelungen befindet, zwischen dritten Mächten eine Koalition zu dem Zwecke geschlossen werden gegen einen der vertragschließenden Teile einen wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott zu verhängen, so wird sich der andere vertragschließende Teil einer solchen Koalition nicht anschließen.«



UNÄCHST scheint in den 3 Artikeln, die das Verhältnis des Deutschen Reichs zum russischen Bolschewismus in Kriegs- und Friedenszeiten regeln sollen, nichts enthalten zu sein, was die tiefgehende Erregung Europas rechtfertigen könnte. Die Grundlage der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland soll der Rapallovertrag bleiben, in dem die Bolschewisten bekanntlich auf die Rechte, die dem russischen Volk aus dem Versailler Vertrag gegenüber Deutschland zustehen, verzichteten. Dieser Verzicht, der durch das Dawesabkommen für Deutschland gegenstandslos geworden ist und heute einen Verzicht auf Reparationsleistungen zugunsten Frankreichs, Italiens, Jugoslawiens und Englands bedeutet, bleibt also bestehen. Weiter wird »freundschaftliche Föhlung« als die zukünftige Basis der deutsch-russischen Beziehungen vereinbart. Diese »freundschaftliche Föhlung« soll sich nun, sobald einer der beiden Staaten »trotz friedlichen Verhaltens« angegriffen wird, in »Neutralität« und in der Ablehnung der Teilnahme an einem »wirtschaftlichen oder finanziellen Boykott« auswirken.

Im Gegensatz zu den Parteien des deutschen Reichstags, die am 26. April im Auswärtigen Ausschuß ihre Zustimmung zu dem deutsch-bolschewistischen Vertrag erklärten, ist Europa überwiegend der Auffassung, daß er unvereinbar mit der Völkerbundsakte, insbesondere mit deren Artikeln 16 und 17 sei.

Nehmen wir den Fall an, daß die Bolschewisten einen Krieg mit Polen in der Weise beginnen, daß sie, wie man in Warschau fürchtet, »den litauischen Schützen den ersten Vortritt lassen«, so wäre Rußland rein äußerlich gewiß nicht der Angreifer, obwohl kein unterrichteter Politiker über die wirklichen Zusammenhänge im Zweifel zu sein brauchte. Der Völkerbund als Instrument zur Erhaltung des europäischen Friedens hat sich nun im Artikel 17 die Aufgabe gestellt auch Nichtmitglieder des Völkerbunds, die heimlich an einer Friedensstörung beteiligt sind, vor sein Forum zu ziehen. Demgemäß können die Bolschewisten, auch wenn sie nicht selbst angreifen sondern ihren litauischen Degen gegen Polen operieren lassen, »aufgefordert werden zur Regelung des Streitfalls [mit dem Völkerbundmitglied Polen] sich den Verpflichtungen zu unterziehen, die den Bundesmitgliedern obliegen, und zwar unter Bedingungen, die der Rat für angemessen erachtet«. Das ist der große Schutz, den der Völkerbund auch gegenüber dem Völkerbund nicht angehörenden Staaten gibt, die heimlich eine andere Macht gegen ein Völkerbundmitglied vorschicken, dabei jedoch in der Pose des Unbeteiligten und Ahnungslosen verharren. Was geschieht nun, wenn die Bolschewisten es ablehnen ihre Politik: Litauen gegen Polen vorzuschicken, zu rechtfertigen? Der Artikel 17 gibt uns hierüber folgende Aufklärung:

»Wenn der Staat, an den die Aufforderung gerichtet wird, es ablehnt zum Zweck der Regelung des Streitfalls sich den Verpflichtungen der Bundesmitglieder zu unterziehen und gegen ein Bundesmitglied zum Krieg schreitet, so sind die Bestimmungen des Artikels 16 auf ihn anzuwenden.«

Man bilde sich nicht ein, daß das »zum Krieg Schreiten« nicht verhüllt oder versteckt werden könnte. In dem hier gesetzten Fall wäre es für Moskau kein Kunststück zunächst einmal die litauische Armee durch einige Hunderttausend Mann Freischaren bolschewistischer Herkunft zu verstärken, ehe es in den offenen Kampf gegen Warschau eintritt. Erklärt nun der Völkerbund Rußland an dem Angriff Litauens gegen sein Mitglied Polen beteiligt, so tritt der Artikel 16 in Kraft und verpflichtet Deutschland als Völkerbunds-

mitglied 1. alle Handels- und finanziellen Beziehungen zu Rußland abzubauen, 2. seinen Staatsangehörigen jeden Verkehr mit den Angehörigen Rußlands zu verbieten, 3. alle finanziellen, Handels- oder persönlichen Verbindungen zwischen deutschen und russischen Staatsangehörigen zu unterbrechen. Auch ein bewaffnetes Vorgehen Deutschlands gegen Rußland kann in dem hier gesetzten Fall in Frage kommen, wenn der Völkerbund den heimlichen Friedensbruch als besonders ernst und schwer erachtet.

Nach der Auffassung Europas ist für das Urteil, ob ein Staat in offener oder in versteckter Weise eine Friedensstörung verübt hat, letztlich das Plenum des Völkerbunds maßgebend, in dem die Mehrheit entscheidet. Bekannt ist allerdings auch, daß Deutschland in dieser Frage von Europa sich absondert und für sich den Anspruch des liberum veto erhebt. In dem Notenwechsel, der dem Berliner Vertrag beigegeben ist, wird dieser Anspruch auf Grund einer besondern Interpretation der Artikel 16 und 17 der Völkerbundsakte, die jedoch von den übrigen europäischen Staaten zunächst als völlig unzulässig abgelehnt wird, wie folgt formuliert:

»Nach diesen Artikeln [16 und 17] käme ein Sanktionsverfahren gegen die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, abgesehen von weiteren Voraussetzungen, nur dann in Betracht, wenn die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken einen Angriffskrieg gegen einen dritten Staat eröffnete. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Frage, ob die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken bei einem bewaffneten Konflikt mit einem dritten Staat der Angreifer ist, mit bindender Wirkung für Deutschland nur mit dessen eigener Zustimmung entschieden werden könnte, und daß somit eine in dieser Hinsicht etwa von anderen Mächten gegen die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken erhobene, nach deutscher Ansicht nicht berechnete Beschuldigung Deutschland nicht zwingen würde an irgendwelchen auf Grund des Artikels 16 eingeleiteten Maßnahmen teilzunehmen.«

Was hier von dem deutschen Außenminister gesagt wird, läßt sich auch so ausdrücken: Welche Entscheidung der Völkerbund bei einer Anklage gegen die bolschewistische Regierung Rußlands wegen Friedensbruchs auch immer fassen mag, Deutschland braucht sich ihr, wenn es darüber anderer Ansicht ist, nicht anzuschließen. Allerdings vermag Deutschland dadurch, daß es den von den übrigen Staaten als vorliegend erachteten Friedensbruch verneint, Sanktionen des Völkerbunds nicht zu verhindern, aber es will nicht genötigt sein sich ihnen anzuschließen. Die europäische Presse sieht in dieser Interpretation eine Aushöhlung der Artikel 16 und 17.

Der Vorwärts vom 30. April 1926 faßt die Meinung Europas über die deutsche Interpretation der Artikel 16 und 17 der Völkerbundsakte wie folgt zusammen:

»Es läßt sich gar nicht verkennen, daß die Mehrzahl der europäischen Blätter eine Nervosität an den Tag legt, wie man sie meist am Vorabend von diplomatischen Krisen beobachten kann. Nicht nur in Paris und in Warschau sondern auch in London, in Rom und in Madrid wird von den meisten Zeitungen behauptet, daß Deutschland nur scheinbar den Russenvertrag mit den Artikeln 16 und 17 des Völkerbundes in Einklang gebracht habe, daß es sich aber in Wirklichkeit von den wichtigsten Pflichten praktisch losgesagt habe, die es nach seinem Eintritt in den Völkerbund übernehmen sollte.«

Die vielfach als offiziöses Organ des Warschauer Auswärtigen Amtes angesehene Baltische Presse ging am 27. April sogar so weit die Absicht der deutschen Regierung bei ihrer Interpretation der Artikel 16 und 17 dahin zu kennzeichnen, daß in dem hier gesetzten Fall Deutschland den Gegnern Polens mehr oder minder öffentlich alles liefern will, was sie brauchen, dagegen neutral gegen französische Truppen bleiben will, die im Namen des Völkerbunds Polen zu Hilfe eilen wollen.



Ein Zweifel kann bestehen, daß der Berliner Vertrag den Bolschewisten Vorteile bietet. Die bolschewistischen Diplomaten haben dem Geist von Locarno, der ihnen mit Sanktionen im Fall eines Friedensbruchs droht, den Geist von Rapallo entgegen-gestellt, den Moskau so auffaßt, daß Deutschland den Völkerbundstruppen den Durchmarsch zu verwehren und die Bolschewisten kriegswirtschaftlich nach Möglichkeit zu unterstützen hat, wenn sie in einen bewaffneten Konflikt mit Polen und Rumänien geraten, gleichviel wie das Votum des Völkerbunds auch laute. Wie steht es aber mit den Vorteilen des Berliner Vertrags für Deutschland? Daß der Rapallovertrag, der Rußland manche Sicherung gegen Polen und Rumänien bot, für Deutschland ein Nichts war, wissen wir. Der in ihm ausgesprochene Verzicht auf die Rechte des russischen Volkes aus dem Versailler Vertrag hat nirgends vorbildlich gewirkt, namentlich auch in England nicht, das nach der Überzeugung vieler Deutschen ja Deutschland mit inniger Liebe zugetan ist. Der Berliner Vertrag, der Deutschland die Neutralität Rußlands bei einem Konflikt mit einem andern Staat sichert, kann Wert nur für diejenige außenpolitische Richtung im deutschen Nationalismus haben, die die Korridor- und oberschlesische Frage durch einen Krieg gegen Polen lösen will. Aber auch diesen ist im Grunde mit dem Berliner Vertrag, der seinem Wesen nach ja nur ein Neutralitätsvertrag ist, wenig gedient, weil sie für ihre Politik nicht die Neutralität sondern die Waffenhilfe Rußlands gegen Polen brauchen. Der Führer des Jungdeutschen Ordens, Artur Mahraun, der früher jener auf einen Krieg mit Polen hinstrebenden Strömung im deutschen Nationalismus angehörte (jetzt ist er freilich zu besserer Einsicht gelangt, und er befürwortet, ehrlich um das Schicksal des deutschen Volkes besorgt, ein Zusammengehen mit Frankreich), hat in seiner Zeitschrift *Der Meister* deren Kriegsplan ausführlich dargelegt. Der General Berthold von Deimling faßte ihn im Berliner Tageblatt vom 23. April 1926 so zusammen:

»Freiwillige deutsche Truppen (Reichswehr ist nicht beteiligt) brechen in Polen ein und rennen die polnische Armee über den Haufen. Auf der anderen Seite brechen in Polen die russischen Heere ein und reichen sich mit dem deutschen Heere dortselbst die Hand. Damit ist die östliche Machtgruppe geschaffen, welche den Kampf gegen die westlichen kapitalistischen Demokratien aufnimmt. Während dieser Zeit muß Deutschland bis zur Elbe preisgegeben werden. In dem freigegebenen Gebiet dürfen nur kleine Freischaren den Vormarsch der Franzosen aufhalten, der an der Elbe seinen Stillstand erreicht. An der Elbe leisten die verbündeten deutsch-russischen Heere den ersten Widerstand. Nach der Reorganisation des russischen Heeres beginnt der gemeinsame Vormarsch der östlichen Völker gegen den Westen.« Für diesen Krieg an Elbe und Weichsel, den deutsche Freischaren durch einen Einbruch in den polnischen Korridor beginnen, und den dann die deutsche Wehrmacht offiziell fortsetzen soll, ist ausdrücklich russische Waffenhilfe vorgesehen, und zwar nicht nur an der Weichsel gegen Polen sondern auch an der Elbe gegen Frankreich. Die bloße russische Neutralität ist für ihn wesenlos. Was könnte auch russische Neutralität zur Bereinigung der Ostfragen (Danzig, polnischer Korridor, Oberschlesien) beitragen?

Die Bedeutungslosigkeit des Berliner Vertrags für Deutschland ist wohl auch der Hauptgrund, daß trotz der energischen Gegenerklärung Stresemanns doch vielfach in Europa die Meinung vertreten wird, daß jenen 3 mitgeteilten Artikeln noch ein Geheimabkommen zugrunde liegen müsse, da der Vertrag sonst Deutschland ja gar nichts brächte. Das offiziöse Organ des

britischen Auswärtigen Amts, die Times, meinte am 28. April, die im Artikel 1 des Berliner Vertrags ausgesprochene Aufrechterhaltung des Rapallovertrags habe nur dann einen Sinn, wenn diesem ein Geheimabkommen zugrunde liege, das in den veröffentlichten Texten nicht enthalten sei. Man begreift, daß diese Auslassung des Foreign Office in Paris starke Erregung hervorrief. Unter deren Druck vollzog sich in den letzten Tagen des Aprils ein »renouveau de l'entente cordiale«, eine Erneuerung der englisch-französischen Freundschaft. Als äußerer Ausdruck der durch den Berliner Vertrag wiederhergestellten französisch-englischen Verständigung wurde am 29. April gleichzeitig von London und Paris angekündigt, daß der Präsident der Republik am 22. Juni London besuchen werde. Daß gleichzeitig die Bande zwischen Italien und Polen sowie zwischen der Kleinen Entente und Polen unter dem Eindruck des Berliner Vertrags enger gezogen wurden, ist bekannt. Das vorläufige Resultat des vertragsmäßigen Gewinns der russischen Neutralität ist ein Zustand, der von deutschen Zeitungen vielleicht nicht ganz mit Unrecht als eine »neue Einkreisung Deutschlands« bezeichnet worden ist.

Man sollte sich eigentlich nicht wundern, daß die Verdächtigung, die die Downing Street durch die Times gegen die Wilhelmstraße zum Ausdruck brachte, am Quai d'Orsay einen Widerhall fand. So weit wie in London ging man in Paris allerdings nicht. Der Temps lenkte am 29. April in seinem Leitartikel, in dem er Deutschland als zwischen Genf und Moskau unentschlossen hin und her schwankend hinstellte, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf Stresemanns Wendung in dem Schreiben an Krestinskij, daß Deutschland sich bei der Entscheidung über die Frage, ob Rußland in einem Konflikt mit einer andern Macht der provozierende Teil gewesen sei, keinem Mehrheitsbeschluß unterwerfen sondern nach eigener Meinung handeln werde: »Hierin liegt der Streitpunkt (débat), und diese Phrase des Herrn Stresemann erhellt seltsam die deutsche Haltung.«

Der Artikel des Temps, der sichtlich unter dem Eindruck des Timesartikels vom 28. April 1926 geschrieben ist, schließt mit folgender Betrachtung:

»Der deutsch-russische Vertrag ist voller Fallen und Hinterhalte. Wenn das Vertretensein Deutschlands in Genf den Zweck haben sollte den Völkerbundsrat zu lähmen und gerechte Sanktionen gegen einen eventuellen Angreifer zu verhindern, befände man sich vor einer absolut neuen Tatsache, die die an der Erhaltung des Friedens auf der Basis der vorhandenen Verträge interessierten Mächte mit der völlig berechtigten Sorge für den Schutz der allgemeinen Sicherheit prüfen müssen.« Besonders beachtenswert an den Auslassungen des Temps ist, daß sie den deutsch-bolschewistischen Vertrag als eine »absolut neue Tatsache« hinstellen. Von der offiziellen englischen Verdächtigung, daß dem Berliner Vertrag ein Geheimabkommen zugrunde liegen müsse, hält sich jedoch der Temps wie auch die übrige Presse Frankreichs trotz allen Besorgnissen frei. Selbst der *Matin* beschuldigte Deutschland lediglich der Absicht den Völkerbundsrat in allen Weltkonflikten, an denen die Bolschewisten beteiligt seien, lahmlegen zu lassen. In Übereinstimmung mit Frankreich war auch Italien der Meinung, daß Deutschland mit dem Abschluß des Berliner Vertrags eigentlich schon hindern solch eine Politik zu machen, aber man würde im September in Genf verhindern müssen, daß es 2 Arten von Politik auf einmal mache. Die Antwort Mussolinis auf den Berliner Vertrag: die alte Einkreisung Deutschlands wiederherzustellen, sei die einzig richtige Methode, weil sie allein Europa ausreichenden Schutz gegen deutsch-bolschewistische Friedensstörung biete.



S erhebt sich die Frage, ob im September das Ziel Deutschland vom Völkerbund fernzuhalten erreicht werden wird. Dafür, daß dieses die Absicht Englands ist, sprechen verschiedene Gründe. Einmal das Verächtigungsmanöver der Times, dann aber auch die Angaben des diplomatischen Korrespondenten des Daily Telegraph vom 26. April 1926, daß sich das Kabinett Luther erst »auf einen Wink von London« zur raschen Unterzeichnung des Berliner Vertrags entschlossen habe. Viscount d'Abernon soll nach dieser englischen Quelle Stresemann den Wunsch des Foreign Office nahegelegt haben den Vertrag möglichst früh, jedenfalls aber noch vor der Septembertagung des Völkerbunds, zu veröffentlichen.

Zu erklären bleibt noch, was England dazu bestimmte das deutsche Auswärtige Amt zu einer Aktion zu ermuntern, die es dann später der europäischen Öffentlichkeit offiziös (durch die Times) als einen Anschlag auf den Frieden des Kontinents denunzierte. Der Vorgang selbst ist nichts weniger als neu und durchaus charakteristisch für die englische Politik gegenüber Deutschland. Das, was jetzt bei diesem deutsch-russischen Vertrag zu verzeichnen ist, spielte sich schon einmal zwischen Berlin und London ab. Während der Konferenz in Genua hat England den Abschluß eines deutsch-russischen Vertrags, des sogenannten Rapallovertrags, als einen gegen Frankreichs Reparationspolitik gerichteten Schlag heimlich ermuntert, was Lloyd George natürlich nicht abhielt ihn öffentlich auf der Genueser Konferenz in schärfsten Worten zu verdammen. Es ist sehr möglich, daß Austen Chamberlain in Genf im September ähnlich wie Lloyd George in Genua verfahren wird. Nichtsdestoweniger liegen die Vorteile des Berliner Vertrags für England auf der Hand. Frankreich will man zwingen sich die englische Freundschaft von neuem zu erkaufen, wofür die Fahrt Doumergues nach London im Juni den für alle Welt sichtbaren Beweis bringen soll. Zugleich ist damit der England unerträgliche Ausgleich zwischen Deutschland und Frankreich auf weitere ferne Zeit hinausgeschoben worden. Das Mißtrauen gegen Deutschland, das der Berliner Vertrag in den romanischen und slawischen Ländern Europas hervorgerufen hat, wird für die Absatzmöglichkeiten der englischen Erzeugnisse auf dem Kontinent sicherlich nicht ungünstig wirken. Es sind durch den Berliner Vertrag neue Möglichkeiten für schwere kontinentale Krisen geschaffen, die für die englische Industrie die Aussicht eröffnen die deutsche Ausfuhr zeitweilig ganz lahmzulegen. Wie vorteilhaft derartige Krisen für die englische Industrie sind, geht ja am besten aus der Geschichte des Ruhrkriegs hervor, der Deutschland ausblutete, dafür den Absatz Englands steigerte. Jetzt, 3 Jahre nachher, kann Baldwin in seiner Rede zum englischen Generalstreik am 3. Mai ruhig darauf hinweisen, wie sehr die Lahmlegung des Ruhrreviers der englischen Kohlenwirtschaft genützt hätte, indem sie deren Schwierigkeiten beseitigte; erst als der Anreiz, den die Folgen der Ruhrbesetzung dem englischen Kohlenbergbau gegeben hatten, wegfiel, und das Ruhrgebiet wieder an die Arbeit ging, sei die Krise der englischen Kohlenwirtschaft ausgebrochen. Schließlich und vor allem drängt der Berliner Vertrag die kontinentaleuropäische Einigung, die England geräuschlos, aber mit zäher Entschlossenheit bekämpft, in den Hintergrund, um der den Kontinent spaltenden englischen Balance of power-Politik wieder den Vorrang einzuräumen.

So sichtbar die Vorteile sind, die England der Berliner Vertrag bringt, so offenbar sind auch die Schädigungen, die das deutsche Volk durch ihn erfährt. Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ist durch ihn ernstlich in Frage gestellt, das Vertragswerk von Locarno schwer gefährdet, eine gefährliche Isolierung Deutschlands auf dem Kontinent erzielt, die kontinentaleuropäische Zollunion, die für die deutsche Wirtschaft eine Lebensfrage ist, in weite Ferne gerückt worden. Vorteile für Deutschland, die diesen Schädigungen die Wage halten könnten, sind überhaupt nicht zu erkennen.

Immer wieder muß gesagt werden, daß der Wiederaufstieg Europas nur möglich und erreichbar ist auf der Grundlage einer nahen Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. Als ihre konkrete Gestaltung sehen die kontinentaleuropäisch orientierten Kreise Frankreichs einmal ein französisch-deutsches Bündnis an, das die Räumung der besetzten Gebiete und die Außerkraftsetzung der militärischen Bestimmungen des Versailler Vertrags ermöglichen würde, sodann den Zusammenschluß der französischen und der deutschen Industrie zur Herstellung einer europäischen Zollunion, ferner die Regelung der Korridor- und der Oberschlesienfrage in einem Geist, der weitgehend den deutschen Ansprüchen Genüge leistet, endlich den Anschluß Deutsch Österreichs an Deutschland unter Formen, die eine militärische Bedrohung Südosteuropas ausschließen. Erwähnt sei auch, daß der deutsche Großindustrielle Arnold Rechberg in einem Artikel der Neuen Berliner Zeitung vom 1. Mai 1926 mitteilt, einige der maßgebendsten französischen Staatsmänner hätten ihm erklärt, »daß der deutschen Wirtschaftsleistung und damit dem deutschen Volk überhaupt unübersehbare Betätigungsmöglichkeiten im französischen Kolonialreich offenstehen würden, sobald ein französisch-deutsches Bündnis zur Wirklichkeit werde«. Auf eine Verständigung mit Frankreich im gesamteuropäischen Aufbau weisen alle Zukunftshoffnungen des deutschen Volkes hin.

Die in dem Berliner Vertrag vorgenommene Ostorientierung des deutschen Auswärtigen Amtes (die nur eine Scheinorientierung ist, da sie London zum Blickpunkt hat) als eine deutsche Zukunftssicherung anzusehen ist gefährlicher Wahn. Als eine wirkliche Ostorientierung vor dem Weltkrieg Deutschlands Sicherheit auf dem Kontinent und in der Weltwirtschaft gewährleisten konnte, gab die deutsche Regierung sie bußfertig zugunsten einer von London niemals ernstgemeinten englisch-deutschen Kolonialverständigung preis, die den Schlußstein in der Isolierung Deutschlands bildete, weil die Vorherrschaft über den Nahen Orient, die uns England großmütig anbot, uns die Feindschaft Rußlands zuziehen mußte. Als dann während des Weltkriegs uns eine ehrliche Ostorientierung, wie sie in den Sozialistischen Monatsheften Jahr um Jahr, Monat um Monat verlangt wurde, den Frieden auf dem Kontinent bringen und Deutschland und Europa von englischer Herrschaft freimachen konnte, war die deutsche Regierung auf eine Zerschlagung Rußlands bedacht, um sich, wie sie wähnte, im Osten zu bereichern, damit England sich ungestört im Westen und auf den Weltmeeren nehmen könnte, wonach es strebte. Dieser Weg führte uns nach Brest Litowsk und dann in gerader Linie nach Versailles. Die Ostorientierung von heute, die die Wilhelmstraße unter englischer Patronanz vorgenommen hat, ist ein Phantom wie die deutsch-englische Kolonialverständigung von 1914. Das russische Neutrali-

tätsversprechen wäre für den Fall, daß Deutschland von irgendeiner Seite angegriffen wird, selbst dann ein Nichts, wenn der Roten Armee (die in Wahrheit nur ein Herrschaftsinstrument der innern Politik der Bolschewisten ist) wirklich, wie unsere Völkischen, sich einreden lassen, irgendein Kampfwert zukäme, und sich ihre militärische Bedeutungslosigkeit nach außen nicht längst im russisch-polnischen Krieg gezeigt hätte. Schutz gegen einen nicht-provozierten Angriff kann uns nur der Völkerbund bieten, dessen Verfassung jedoch Neutralität gegen einen Friedensbrecher, auch wenn dieser dem Völkerbund nicht angehört, grundsätzlich ausschließt.

Die Preisgabe der Ostorientierung in den letzten Jahren vor dem Krieg leitete schicksalsschwer die Tragödie Deutschlands von 1914 bis 1918 ein. Die Ostorientierung von heute, die sich ebenso zu Nutzen Englands vollzieht wie die Preisgabe der echten Ostorientierung vor und in dem Krieg, und die mit dieser angesichts der neuen Weltkonstellation nichts außer dem Namen gemein hat, muß zu einer neuen Tragödie des deutschen Volkes führen, wenn es der deutschen Politik nicht gelingt sich noch rechtzeitig von der englischen Suggestion freizumachen. Die Wilhelmstraße mag sich auf Grund der d'Abernonschen Informationen doch ja nicht einbilden im September London hinter sich zu haben. Man weiß doch, daß diplomatische Zusagen Englands immer unter dem Vorbehalt gegeben werden, daß die englische öffentliche Meinung sie billigt. Hält nun aber Englands öffentliche Meinung das deutsch-russische Neutralitätsbündnis in der Auffassung des Stresemannbriefs an Krestinskij mit Deutschlands Zugehörigkeit zum Völkerbund wirklich für vereinbar? Durchaus nicht. Schon 2 Tage nach der Veröffentlichung des Berliner Vertrags mußte der aus allen Wolken englischer Suggestion gestürzte Vorwärts, der am Russenvertrag nichts auszusetzen fand, seine Leser mit folgender Mitteilung überraschen:

»Das plötzliche Einschwenken der Londoner Presse, die fast geschlossen und ohne Unterschied zwischen liberalen und konservativen Organen seit heute morgen besonders scharf gegen den Vertrag Krestinskij-Stresemann Stellung nimmt, läßt vermuten, daß das britische Auswärtige Amt, wahrscheinlich im Einvernehmen mit dem französischen, eine größere Aktion beabsichtigt. Daß die russische Sowjetpresse den Vertrag in offenkundig provozierender Weise als einen Triumph Sowjetrußlands und als eine Niederlage des Völkerbunds feiert, ist natürlich nicht dazu angetan die Situation zu erleichtern. Aber das ist wohl die allerletzte Sorge der Moskauer Regierung.«



AN muß es klar und deutlich aussprechen: Dem deutschen Volk ist durch den Berliner Vertrag, wegen der politischen Orientierung und Gesinnung, die sich in seinem Abschluß kundtut, ein schlechter Dienst erwiesen worden. Mit dem Anspruch selbstherrlich darüber zu entscheiden, ob ein bestimmtes Land in künftigen Völkerkonflikten der provozierende Teil gewesen sei, kehrte das republikanische Deutschland zu der Methode des kaiserlichen Deutschlands auf der Haager Friedenskonferenz zurück, das bei Völkerkonflikten auch keine höhere Instanz als seine eigene Meinung anerkennen wollte. Deutschland wird in Genf Europas Kontinent, aber auch die öffentliche Meinung Englands gegen sich finden, womit die unter dem Vorbehalt der Billigung durch die öffentliche Meinung Großbritanniens gegebenen Zusagen Viscount d'Abernonso ipso hinfällig werden. Die Gefahr besteht, daß die deutsche Republik unter englischer Suggestion ebenso in eine verhängnisvolle Isolierung hineinsteuert wie vor dem Schicksalsjahr 1914 das Kaiserreich.

Und gerade diese Politik, die sich im Berliner Vertrag verkörperte, hat alle Parteien des deutschen Reichstags in rührender Einstimmigkeit für sich gewonnen. Das Verhängnis des deutschen Volkes, die dunkle Gefahr, die drohend hinter dieser Politik steht, hat keine einzige der deutschen Parteien zur Besinnung und zum Widerstand aufgerufen. Man glaubt vielleicht die deutsche Zukunft in englischen Händen so gut geborgen, daß man sich über sie weiter nicht aufzuregen braucht. Nicht die Entscheidung darüber, welche Politik Deutschland in der Welt treiben soll, brachte die Gemüter in Erregung und das Kabinett Luther zum Sturz, sondern die Frage, welche Flagge in den Hauptstädten der Welt aufgezo-gen werden soll. Gewiß ist die Entscheidung über die Flagge der deutschen Republik keine unwichtige Sache, wenn die Flagge wirklich ein Symbol sein soll. Aber nur dann, wenn dieses Symbol den Willen zu einem neuen Schaffen bekundet, wenn das neue Deutschland seine Aufgabe in einem neuen Europa begreift, wenn die deutsche Republik eine Republik des europäischen Geistes, eine Zusammenarbeit aller Völker des Kontinents anstrebt. Geht der Streit nur darum, ob die Fahne der einen oder der andern Vergangenheit auch die der Gegenwart sein soll, so hat er für die Zukunft des deutschen Volkes keine Bedeutung. Die Parteien des deutschen Reichstags, die sich soeben erst unter englischem Einfluß zu einer so gedankenlosen Einheitsfront zusammengefunden hatten, sollten nun, da sie aus anderm, gleichgültigem Anlaß wieder einmal gezwungen waren eine andere Regierung zu berufen, vor allem darum Sorge zu tragen, daß diese, das neue Kabinett Marx sowohl wie sein späterer Nachfolger, uns nicht, wie die letzte deutsche Regierung vor 1914, durch eine falsche, antieuropäische Orientierung eine neue Tragödie Deutschlands heraufbeschwört.

HEINRICH KAUFMANN · DIE DEUTSCHEN KONSUMGENOSSENSCHAFTEN IM AUFBAU



NACH amtlicher Auszählung bestanden am 1. Januar dieses Jahres im Deutschen Reich 22 395 Kreditgenossenschaften, 18 071 landwirtschaftliche Erwerb-sgenossenschaften, 4639 gewerbliche Erwerb-sgenossenschaften, 4171 Wohnungs- und Baugenossenschaften, 2474 Konsumgenossenschaften, dazu noch 1038 sonstige, nicht näher bezeichnete Genossenschaften. Sieht man von den letztgenannten ab, so bilden, der Anzahl nach, die Konsumgenossenschaften die kleinste Gruppe. Ganz anders freilich wird das Bild, wenn man die Mitgliederzahlen betrachtet. Auf Grund zuverlässiger Unterlagen schätzen wir die Anzahl der Mitglieder der Konsumgenossenschaften auf 4 200 000, die der Kreditgenossenschaften auf 3 200 000, die der landwirtschaftlichen Erwerb-sgenossenschaften auf 1 600 000, die der Baugenossenschaften auf 8- bis 900 000, die der gewerblichen Erwerb-sgenossenschaften auf 3- bis 400 000. Nach der Mitgliederzahl bilden die Konsumgenossenschaften also die stärkste Gruppe. Rechnen wir die Familie zu nur 4 Mitgliedern, so ist mehr als ein Viertel des deutschen Volkes konsumgenossenschaftlich organisiert. Die geringe Anzahl der Konsumgenossenschaften erklärt sich daraus, daß insbesondere im Zentralverband deutscher Konsumvereine der Zusammenschluß zu großen Bezirkskonsumgenossenschaften systematisch gefördert wird. Soweit es nur möglich ist, wird die Errichtung neuer kleiner Konsum-

genossenschaften vermieden. Statt dessen wird eine größere Genossenschaft veranlaßt in dem betreffenden Ort eine Verteilungsstelle zu errichten. Kleinere Konsumgenossenschaften werden nach Möglichkeit mit benachbarten größeren verschmolzen. Auch größere Konsumgenossenschaften, die in dem gleichen Wirtschaftsgebiet tätig sind, schließen sich nicht selten zusammen. Nur die größeren Konsumgenossenschaften können Träger einer starken genossenschaftlichen Eigenproduktion sein. Die gemeinnützige profitlose Bedarfsdeckungswirtschaft der Genossenschaften organisiert Schritt um Schritt den Verbrauch der breiten Volksmassen, um auf dieser tragkräftigen Grundlage eine stets sich erweiternde eigene Produktion aufzubauen.

Auf Grund der Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes haben sich die Genossenschaften zu Revisionsverbänden zusammengeschlossen, denen die gesetzliche Pflicht der Revision obliegt. Viele dieser Revisionsverbände haben sich wieder zu zentralen genossenschaftlichen Organisationen vereinigt. Die führende Organisation im deutschen Konsumgenossenschaftswesen, der Zentralverband deutscher Konsumvereine, repräsentiert etwa fünf Sechstel des deutschen Konsumgenossenschaftswesens. Der Zentralverband deutscher Konsumvereine setzt sich aus Einzelgenossenschaften und Zentralorganisationen zusammen. Die Einzelgenossenschaften sind zum weitesten größten Teil Konsumgenossenschaften. Außerdem gehören von altersher auch noch einige wenige industrielle Arbeitsgenossenschaften dem Zentralverband deutscher Konsumvereine an; doch können wir diese bei unserer Betrachtung außer acht lassen. Die Einzelgenossenschaften bilden 10 Revisionsverbände: für Bayern, Mitteldeutschland, Nordwestdeutschland, Ostdeutschland, Rheinland-Westfalen, Sachsen, Schlesien, Südwestdeutschland, Thüringen und Württemberg. Den Revisionsverbänden gehören zurzeit 1110 Konsumgenossenschaften mit 3 382 000 Mitgliedern an. Dem Zentralverband deutscher Konsumvereine angeschlossene zentralgenossenschaftliche Organisationen sind die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, die Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine, das Sächsische Bekleidungswerk, die Pensionskasse des Zentralverbands deutscher Konsumvereine und die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Versicherungsaktiengesellschaft Volksfürsorge; vor einigen Monaten ist eine Feuer- und Sachversicherungsaktiengesellschaft unter dem Namen Eigenhilfe errichtet worden, die demnächst ihren Geschäftsbetrieb aufnimmt.

In dem Jahrzehnt vor dem Krieg hat sich der Zentralverband deutscher Konsumvereine mit seinen sämtlichen angeschlossenen Organisationen glänzend entwickelt. Der Weltkrieg fiel auf unsere konsumgenossenschaftlichen Blühträume wie ein Reif in der Frühlingsnacht. Die Konsumgenossenschaften hatten die größte Mühe ihre wirtschaftliche Position zu behaupten. Die Großeinkaufsgesellschaft wurde bei der immer mehr um sich greifenden Zwangswirtschaft nach und nach vollständig ausgeschaltet, ein Teil ihrer Geschäftsverbindungen mit den Konsumgenossenschaften und alle ihre Verbindungen mit den landwirtschaftlichen Genossenschaften wurden brutal zerschnitten. Es ist das Verdienst Emanuel Wurms, daß er als Minister durch einen Federstrich die Großeinkaufsgesellschaft wieder einschaltete. Auch für die Geheimräte gilt der Imperativ: Du kannst, denn du sollst. Wäre die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung bei Kriegsbeginn nicht bereits ein sehr starker, nicht mehr zu ersetzender Faktor in der Nahrungsmittelversorgung

der breiten Masse des Volkes gewesen, so wäre auch sie vermutlich ausgeschaltet worden. Die Versuche dazu wurden von nachgeordneten Behörden in unzähligen Fällen gemacht, und es bedurfte der ganzen Energie und der unausgesetzten Arbeit sowohl der Leitung des Zentralverbands deutscher Konsumvereine wie aller seiner Revisionsverbände, um den Konsumgenossenschaften den ihnen zustehenden Anteil an der Nahrungsmittelversorgung ihrer Mitglieder zu erhalten. Im großen und ganzen darf gesagt werden, daß bei der Beendigung des Krieges die deutschen Konsumgenossenschaften ihre Stellung behauptet hatten; jedoch war jeder weitere Fortschritt gehemmt, der Siegeslauf der Konsumgenossenschaften schien beendet. Der Großeinkaufsgesellschaft war es gelungen für den in der Zwangswirtschaft verlorenen Umsatz einigen Ersatz zu gewinnen und sogar einige ihrer Eigenbetriebe weiter auszubauen. Auch die übrigen zentralgenossenschaftlichen Organisationen hatten sich gehalten, auch ihre Position etwas verbessert.

Mit dem Umsturz von 1918 und der Errichtung der Republik wurde die allgemeine Lage der deutschen Konsumgenossenschaften wesentlich erleichtert. Schikanöse Gesetze in den Einzelländern, wie die auf die Konsumgenossenschaften angewandten Warenhaussteuergesetze, wurden beseitigt. Die Großeinkaufsgesellschaft wurde, wie gesagt, wieder eingeschaltet. Auch das Verhalten aller derjenigen Regierungsstellen und Behörden, die bis dahin sehr "schwierig" gewesen waren, wurde auffallend besser. Allerdings drohte jetzt eine Gefahr von der andern Seite. Bestimmte Kreise innerhalb der deutschen Arbeiterklasse wollten die neue Staatsform benutzen, um so schnell wie möglich die deutsche Wirtschaft zu sozialisieren. Die Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung sollte kommunalisiert werden. Dieser (vermeintlich kommunistische) Wahn wurde von den deutschen Konsumgenossenschaften auf das schärfste bekämpft. Die auf die Kommunalisierung drängende Minderheit wurde immer geringer, und schließlich war diese Gefahr beseitigt.

Zugleich oder eigentlich schon vorher begann die allergrößte Schwierigkeit, die jemals die Wirtschaft eines Landes und mit ihr die Genossenschaftsbewegung zu überwinden gehabt hat: die Inflation. Solange die Mark nur langsam hinabglitt, gelang es der konsumgenossenschaftlichen Kapitalbildung noch einigermaßen das erforderliche Betriebskapital aufzubringen. Hätte man die rigorosen Steuergesetze, durch die Ende 1923 das Finanzwesen des Reichs stabilisiert wurde, um 1 Jahr früher erlassen, so wäre die Verheerung im Betriebskapital der Konsumgenossenschaften zwar immer noch groß, aber doch erträglicher gewesen. Das letzte Halbjahr der Inflation wirkte aber wie ein Todesstoß. Die Konsumgenossenschaften waren um ihrer Mitglieder willen gezwungen ihre Verteilungsstellen offenzuhalten. Bevor das eingenommene Geld in Waren umgesetzt werden konnte, verging naturgemäß eine Anzahl von Tagen. In dieser Zeit war das Geld bereits wieder um 25 bis 50 % entwertet. Große Konsumgenossenschaften ließen das in den Verteilungsstellen eingehende Papiergeld durch Automobile abholen. Mit dem Zählen des Geldes waren in den Verteilungsstellen und in den Kontoren mehr Personen beschäftigt als in der Warenverteilung. Die Preise wurden täglich geändert, weil von Tag zu Tag der Börsenkurs ein erhebliches Steigen des Dollars feststellte. Schließlich wollte kein Mensch mehr das Papiergeld als Zahlungsmittel annehmen. Auf dem Land war man längst zur Roggenwährung übergegangen, als Münzeinheit galt der Zentner Roggen. Die

Zufuhr vom Land her, die Nahrungsmittelversorgung stockte. Soweit sie noch aufrechterhalten wurde, geschah es zum großen Teil auf der Basis des Tauschverkehrs. Der endgültige Zusammenbruch stand bevor. Viele kleinere Konsumgenossenschaften hatten bereits ihren Geschäftsbetrieb eingestellt, und auch für die mittleren und großen Konsumgenossenschaften wurden die zu überwindenden Schwierigkeiten täglich größer und größer. In dieser ungeheuren Not griff die deutsche Wirtschaft zur Selbsthilfe. Durch die Hamburger Bank von 1923 und durch die nach ihrem Vorbild eingerichteten Banken in Bremen, Lübeck und Kiel machte die Wasserkante sich von der Reichswährung frei und gab eigenes vollwertiges Geld heraus. Kurze Zeit darauf wurde die Rentenmark eingeführt, deren Kurs vom Reichsbankpräsidenten Schacht gehalten wurde, bis die heute geltende vollwertige Reichsmark an ihre Stelle treten konnte. Eine Rentenmarkinflation hätte die deutsche Wirtschaft nicht mehr ausgehalten.

Ende 1923, als die Inflation vorbei war, saßen die Konsumgenossenschaften auf einem Trümmerhaufen. Das Betriebskapital war verloren, das Geschäftsguthaben der Mitglieder und ihre Spareinlagen waren wertlos geworden, die Warenlager leer, die Anzahl der beschäftigten Personen um 40 bis 50 % höher als dem Umsatz und der Produktion entsprach. Geblieben waren nur die Sachwerte. Auf Grund dieser Sachwerte war es möglich eine noch erträgliche Goldmarkbilanz aufzustellen und den Forderungen der Mitglieder einigermaßen nachzukommen. In der Regel sind Geschäftsguthaben, Spareinlagen und Hausanteile der Mitglieder mit 25 % aufgewertet worden, und zwar lange vor der reichsgesetzlichen Regelung. Eigentümlich war es, daß trotz dem durch die Zwangswirtschaft und Inflationszeit verursachten fortschreitenden Zusammenbruch der konsumgenossenschaftlichen Wirtschaft die Mitgliederzahl der Konsumgenossenschaften erheblich stieg. Das erklärt sich daraus, daß sehr viele, die früher der Konsumgenossenschaft fernstanden, die Mitgliedschaft erwarben, weil sie hofften durch sie noch Waren zu bekommen, da der Kleinhandel mehr und mehr versagte. Nicht aus genossenschaftlichen Gründen traten sie bei sondern aus Selbstsucht. Nachdem die Wirtschaft wieder normal geworden ist, geht ein nicht unerheblicher Teil dieser Notmitglieder naturgemäß wieder verloren. Sie beziehen ihre Waren nicht mehr aus den genossenschaftlichen Verteilungsstellen, sie liefern keine Rückvergütungsmarken ab und werden so mehr und mehr zu sogenannten Papiersoldaten, die von den Konsumgenossenschaften aus der Mitgliedschaft ausgeschlossen werden. Infolgedessen hat das Berichtsjahr 1925, zum erstenmal in der Geschichte des Zentralverbands deutscher Konsumvereine, einen Rückgang in der Anzahl der Mitglieder gebracht. Von den Zentralen wird darauf hingewirkt, daß die Papiersoldaten ausgeschlossen werden; denn nicht der Schein, sondern das Sein ist rechte Genossenschaftsart.

Mit der Beendigung der Inflation war auch das Betriebskapital der deutschen Konsumgenossenschaften verloren gegangen. Obgleich sie grundsätzlich den Standpunkt der Selbsthilfe vertreten, mußten sie doch in diesem Fall, da sie ohne eigenes Verschulden in diese Bedrängnis geraten waren, einen öffentlichen Kredit anfordern. Dieser wurde ihnen zum kleinen Teil von der Reichsbank zur Verfügung gestellt, zum größeren Teil von der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse, im Betrag von reichlich 20 Millionen Mark, der durch die Großeinkaufsgesellschaft in der Form von Warenwechselln in Anspruch genommen werden konnte.

Mit dem Beginn des Jahres 1925, nachdem durch die stabile Währung wieder ein fester wirtschaftlicher Grund entstanden war, begann der Aufbau des deutschen Konsumgenossenschaftswesens. Zunächst konnten die Warenlager wieder aufgefüllt werden. Dabei ist sogar manchmal des Guten zu viel getan worden, weil manche Geschäftsleitung die Furcht vor dem Warenmangel, wie er in der Inflationszeit herrschte, nicht los wurde. Die Umsätze stiegen von Monat zu Monat. Auf Grund eigener genossenschaftlicher Kapitalbildung kam neues Betriebskapital zustande. Die meisten Konsumgenossenschaften und selbstverständlich auch die genossenschaftlichen Zentralen stehen heute wieder durchaus auf ihren eigenen Füßen. Die öffentlichen Kredite, die man in Anspruch genommen hatte, sind zurückgezahlt worden.

Zur Erläuterung alles dessen mögen die nachstehenden Zeilen dienen:

Gruppe	1914	1918	1923	1924	1925
	Anzahl				
Verbandsgenossenschaften	1 109	1 105	1 275	1 163	1 110
Mitglieder	1 692 863	2 196 081	3 367 286	3 505 180	3 382 011
Verteilungsstellen	5 108	5 300	7 980	8 282	8 500
Beschäftigte Personen	26 234	25 132	43 953	37 825	37 318
	Wert (in Mark)				
Gesamterlös	486 419 059	660 606 705	244 223 970	380 673 618	616 188 362
In eigener Produktion hergestellte Waren	104 220 169	148 129 297	37 030 735	90 068 346	160 630 841
Flüssige und angelegte Mittel	63 367 787	180 351 693	3 248 770	11 822 933	24 950 833
Warenbestand	55 983 569	79 111 938	7 564 420	56 423 936	87 032 818
Geschäftseinrichtungen, Maschinen usw.	16 383 620	6 818 990	10	5 956 663	8 763 046
Grundbesitz	100 324 854	108 105 015	38 153	81 150 129	89 106 782
Geschäftsguthaben	33 336 763	46 066 551	1 032 352	14 442 768	19 997 111
Reserven	24 817 028	43 744 152	954 750	25 045 205	29 323 452
Spareinlagen	79 106 375	182 613 516	710 815	48 596 764	67 883 521
Hausanteile	5 588 993	5 514 623	33 870	1 626 772	1 504 291
Hypotheken	43 641 066	47 929 786	8 340	10 941 892	19 366 793
Waren- und Bankschulden	10 511 206	14 604 633	5 358 218	42 296 509	50 680 697
Reinertrag und Rabattguthaben der Mitglieder	40 741 955	34 465 126	2 572 980	10 156 762	24 236 336

Die Tabelle über die Entwicklung der Konsumgenossenschaften des Zentralverbands deutscher Konsumvereine zeigt in den Wertangaben der Jahre 1918, 1923 und 1924 sprunghafte Unterschiede. Das Jahr 1923 brachte die Verwüstung durch die Inflation. Den Angaben für das Jahr 1924 liegen die auf Grund gesetzlicher Vorschriften neu aufgestellten Goldmarkbilanzen zugrunde. Geschäftsguthaben und Spareinlagen sind von den meisten Konsumgenossenschaften mit 25 % aufgewertet worden, von einigen noch höher; nur die kleinen und kleinsten Genossenschaften, die keine Sachwerte besaßen, aber in der Regel auch keine Spareinlagen zu verwalten hatten, waren nicht in der Lage eine Aufwertung vorzunehmen. Die meisten größeren Konsum-

genossenschaften schließen ihr Geschäftsjahr am 30. Juni; infolgedessen bezieht sich die Verbandsstatistik auf ein Berichtsjahr, das jeweils mit dem 1. Juli beginnt und am 30. Juni endet. Nebenher laufen Vierteljahrserhebungen über Mitgliederzahl, Umsatz, Geschäftsguthaben und Spareinlagen. Ende des Kalenderjahrs 1925 betrug die Anzahl der angeschlossenen Konsumgenossenschaften 1110, die Anzahl der Mitglieder dieser Genossenschaften 3 365 000, der Jahresumsatz 702 Millionen Mark, das Geschäftsguthaben der Mitglieder 26 Millionen Mark, wovon 12,4 durch Aufwertung entstanden sind, und die Spareinlagen 82,7 Millionen Mark, davon 43 durch Aufwertung.

Unter den zentralgenossenschaftlichen Organisationen ist an erster Stelle die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine zu nennen. Sie ist für alle Gebiete mit Ausnahme des Drucksachenwesens und der Papierwaren die wirtschaftliche Zentrale der deutschen Konsumgenossenschaften. Infolge der Inflation hat eine Anzahl kleinerer Konsumgenossenschaften die Mitgliedschaft bei der Großeinkaufsgesellschaft verloren; doch diese Lücke wird in wenigen Jahren wieder ausgefüllt sein. Die Anzahl der angeschlossenen Genossenschaften erhöhte sich im Jahr 1925 von 821 auf 894, der Umsatz von 168 auf 228 Millionen Mark. Der Wert der in eigenen Fabriken hergestellten Waren stieg von 26 auf 35 Millionen Mark. Der Grundbesitz, der einen Wert von über 30 Millionen Mark hat, steht mit 11 Millionen Mark zu Buch. Das Stammkapital beträgt 10 Millionen Mark, die Reserven kamen im Berichtsjahr auf 5,7 Millionen Mark, der Überschuß auf 2,5 Millionen Mark. Die Bankabteilung hat im Giroverkehr im Kredit einen Umsatz von 390 Millionen Mark, gegen 218 Millionen im Vorjahr. Der Wechselverkehr zeigt entsprechend der zunehmenden Erstarkung der Kapitalkraft der Konsumgenossenschaften einen Rückgang von 85 auf 53 Millionen Mark. Im Devisenverkehr wurden 47 Millionen Mark umgesetzt. Der Gesamtumsatz auf einer Seite des Hauptbuchs betrug 1376 Millionen Mark. Der Gesamtbetrag der im Besitz der Großeinkaufsgesellschaft befindlichen Kassen- und Bankbestände, Effekten, Wechsel, Hypotheken und Darlehen belief sich auf 8,7 Millionen Mark. Zur Bewältigung ihres Warenverkehrs unterhält die Großeinkaufsgesellschaft eine große Anzahl von Lagerbetrieben: für Kolonialwaren 3 Lager in Hamburg, je 1 Lager in Breslau, Chemnitz, Düsseldorf, Erfurt, Königsberg, Ludwigsburg, Magdeburg, Mannheim, Minden, Nürnberg und Spandau, für Textil- und Schuhwaren 1 Lager in Chemnitz und für Hausstandsartikel ebenfalls 1 Lager in Chemnitz. Der Lagerumschlag betrug unter Einrechnung der Speziallager in Chemnitz 48,7 Millionen Mark oder 21,3 % des Gesamtumsatzes. Außerdem werden die großen Import- und Stapelartikel zur Vermeidung abwendbarer Unkosten unmittelbar in die Verbrauchsgebiete geleitet und den Konsumgenossenschaften direkt zugeführt. Den Lagern wird ebenfalls wagenweise geliefert und von den Lagern aus die Versendung in kleineren Partien vorgenommen. Mengenmäßig wurden rund 54 880 000 Kilogramm, das sind 5488 Waggons zu 10 000 Kilogramm über die Lager umgeschlagen. Von den landwirtschaftlichen Genossenschaften des In- und Auslands bezog die Großeinkaufsgenossenschaft für 8 Millionen Mark, von industriellen inländischen Organisationen einschließlich der Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine für 2,3 Millionen Mark; hiervon entfiel auf die Verlagsgesellschaft allein 1 Million Mark.

Die Großeinkaufsgesellschaft ist in weitem Umfang zur Eigenproduktion übergegangen. Sie betreibt 3 Zigarrenfabriken in Hamburg, Hockenheim und

Frankenberg, eine Kautabakfabrik in Nordhausen, 2 Rauchtakfabriken in Hamburg und Burgsteinfurt, 1 Zigarrenfabrik in Stuttgart, 2 Seifenfabriken in Gröba und Düsseldorf, 1 Weberei und Konfektion in Oppach, 1 Konfektionsfabrik in Chemnitz, 1 Kleiderfabrik in Seifhennersdorf, 1 Weberei in Leupoldsgrün, 1 Holzindustrie in Dortmund, 1 Kistenfabrik in Gröba, 2 Zündholzfabriken in Gröba und Lauenburg, 1 chemische Fabrik in Gröba, 1 Bürstenfabrik in Stützengrün, 1 Teigwarenfabrik in Gröba, 1 Mostriehfabrik in Chemnitz, 1 Zuckerwaren- und Schokoladenfabrik in Altona, 1 Fischkonservenfabrik in Altona, 2 Fleischkonservenfabriken in Altona und Elmshorn, 1 Gemüse- und Obstkonservenfabrik in Stendal, 1 Malzkaffeeabrik in Chemnitz und 1 Nährmittelfabrik in Magdeburg. Die Anzahl der beschäftigten Personen betrug in der Güterverteilung 1650 und in der Güterherstellung 2677. Die Großeinkaufsgesellschaft hat ein eigenes Baubureau, das eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet. Eine Anzahl Fabriken wird erweitert, andere werden verlegt und neu errichtet. Unter anderm wird auf der Peute in Hamburg mit Wasser- und Gleisanschluß ein neues großes Zentrallager errichtet; die freiwerdenden Räume in dem Lager Sonninstraße, das ebenfalls erweitert wird, sollen für eine neue Schokoladen- und Nährmittelfabrik verwendet werden. In Magdeburg wird eine moderne Großmühle gebaut. Die Bauten, die zurzeit ausgeführt werden oder geplant sind, verursachen einen Kostenaufwand von 20 Millionen Mark. Diesen Betrag hat die Bankabteilung auf Grund eigener genossenschaftlicher Kapitalbildung zur Verfügung gestellt. An dem Sächsischen Bekleidungswerk ist die Großeinkaufsgesellschaft mit 90 %, die Sächsische Staatsbank als Beauftragte des Freistaats Sachsen mit 10 % beteiligt. Das Sächsische Bekleidungswerk fabriziert Schuhwaren und Herrenkonfektion. Der Umsatz betrug im verflossenen Jahr 2,3 Millionen Mark. Beschäftigt wurden 395 Personen. Die Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine ist durch Personalunion in den leitenden Körperschaften mit dem Zentralverband deutscher Konsumvereine verbunden. Der Umsatz betrug 1925 5,3 Millionen Mark, gegen 3,2 Millionen Mark im Vorjahr. Außerdem belief sich der Prämienumsatz der Versicherungsabteilung auf 2,4 Millionen Mark. Grundstück, Gebäude, Inventar und Maschinen des Großbetriebs, der 600 bis 700 Personen beschäftigt, sind auf 1 Mark abgeschrieben.

Der Pensionskasse des Zentralverbands deutscher Konsumvereine gehören 293 Genossenschaften mit 17 199 persönlichen Mitgliedern an. Die Prämieinnahme betrug 1925 3,06 Millionen Mark, das Kassenvermögen Ende des Jahres 7,15 Millionen Mark. Es wurden Renten im Gesamtbetrag von 473 435 Mark gewährt, der Rentenzuwachs war im Berichtsjahr allein 254 355 Mark. Die Altrentner, das heißt die Rentner, die vor der Stabilisierung der Währung vorhanden waren, erhalten seit dem 1. Juli 1924 ihre volle Rente. Der genossenschaftlichen Opferwilligkeit insbesondere der Großeinkaufsgesellschaft ist es zu danken, daß die von dem Reichsaufsichtsrat für Versicherungswesen geforderten Voraussetzungen dieser Kassenbelastung (ungefähr 2 Millionen Mark) erzielt worden sind.

Die Volksfürsorge hatte Ende des Jahres 1925 553 419 Policen mit einer Versicherungssumme von 169 Millionen Mark ausgegeben. Der Zuwachs an neuen Policen betrug 136 000, der Zuwachs der Versicherungssumme 59 Millionen Mark. Die Prämieinnahme erhöhte sich von 5,3 auf 7,7 Millionen Mark, die Leistungen an die Versicherten beliefen sich auf 491 000 Mark. Kasse- und Bank-

guthaben, Hypotheken und Wertpapiere betragen 9,7 Millionen Mark. Der Überschuß war 1 561 000 Mark, wovon 1 182 000 Mark auf Gewinnbeteiligung der Versicherten entfallen. 264 Personen wurden von der Volksfürsorge beschäftigt. Die Feuer- und Sachversicherungsaktiengesellschaft Eigenhilfe ist durch Personalunion in ihren leitenden Körperschaften mit der Volksfürsorge verbunden. Außer den Konsumgenossenschaften sollen die Rechnungsstellen der Volksfürsorge so weit wie möglich in den Dienst auch dieser neuen Gesellschaft gestellt werden. Ihr Aktienkapital beträgt 3 Millionen Mark.

In der Inflationszeit suchte, in vollendeter Umkehrung des kapitalistischen Wirtschaftsprinzips, der Käufer die Ware. Jeder war froh seine täglich wertloser werdenden Papierwertzeichen in Gebrauchswerte umwandeln zu können. Auch die Geschäftsführer der Konsumgenossenschaften mußten versuchen Ware zu erhalten, wo solche zu bekommen war. Der innere Zusammenhang innerhalb der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung wurde mehr und mehr gelockert. Durch organisatorische Maßnahmen ist dieses Übel beseitigt, die Einheit und Geschlossenheit der Bewegung ist wiederhergestellt.

Nummehr ist es die Aufgabe der deutschen Konsumgenossenschaften fortschreitend die genossenschaftlichen Arbeitsmethoden zu vervollkommen und die genossenschaftliche Güterherstellung und Güterverteilung immer wirtschaftlicher zu gestalten. Diesem Zweck dient eine Anzahl bereits bestehender und neu errichteter Fachberatungsstellen. Unter der Leitung des Zentralverbands deutscher Konsumvereine stehen die Bauberatungsstelle und die Fachberatungsstelle für konsumgenossenschaftliche Bäckereibetriebe. Die Großeinkaufsgesellschaft hat Fachberatungsstellen für die Errichtung und den Betrieb von Fleischereibetrieben, für den Vertrieb von Textil- und Schuhwaren errichtet. Außerdem ist mit der umfangreichen Spedition der Großeinkaufsgesellschaft eine Frachtenüberprüfungsstelle verbunden. Die Chemiker der Großeinkaufsgesellschaft stehen auch den Konsumgenossenschaften für Warenuntersuchungen zur Verfügung. Die Aufgabe der Revisionsverbände ist vor allen Dingen die Revision, die Überwachung und Beratung der einzelnen Konsumgenossenschaften. Es hat sich gezeigt, daß bei manchen Genossenschaften die Kontrolle der Verteilungsstellen verbesserungsbedürftig ist. Der Nordwestdeutsche Revisionsverband hat die Initiative ergriffen, indem er einen weitem Beamten als Verteilungsstellenkontrolleur eingestellt hat, der den Konsumgenossenschaften mit Rat und Tat zur Seite steht. Die Frage wird in den Versammlungen des Generalrats und auf dem Genossenschaftstag dieses Jahres behandelt werden. Auch den übrigen Revisionsverbänden wird empfohlen werden Schritte in dieser Richtung zu tun. Von großer Bedeutung sind die Förderung der genossenschaftlichen Werbetätigkeit, die Erziehung konsumgenossenschaftlicher Mitglieder und die Ausbildung genossenschaftlicher Beamten. Die allwöchentlich erscheinende Konsumgenossenschaftliche Rundschau hat eine Auflage von 18 500 Exemplaren, das Konsumgenossenschaftliche Volksblatt eine Auflage von 836 000 Exemplaren. Außerdem wird eine umfangreiche Broschürenliteratur herausgegeben. Für das konsumgenossenschaftliche Fortbildungswesen werden 15 Pfennig pro 1000 Mark Umsatz erhoben. Die geleisteten Beiträge betragen 1925 142 000 Mark. Im Dienst des konsumgenossenschaftlichen Fortbildungswesens stehen 2 beamtete Lehrer, die im Sommer Wanderkurse für Vorstandsmitglieder, Aufsichtsratsmitglieder, Lagerhalter, Revisoren, Genossen-

schaftssekretäre, Kontrolleure, Backmeister und Genossenschaftsräte abhalten. Im Winterhalbjahr wird ein Kursus von 5 bis 6 Monaten zur Ausbildung eines geeigneten konsumgenossenschaftlichen Nachwuchses abgehalten. Auch der Lichtbild- und Filmpropaganda wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Von der Großeinkaufsgesellschaft ist ein Film über die Betriebe der Großeinkaufsgesellschaft, von der Verlagsgesellschaft ein Film über die Anlagen der Verlagsgesellschaft, von der Fortbildungskommission ein Film über deutsche Konsumgenossenschaften herausgebracht worden.

Der Verfasser dieses Artikels muß sich an dieser Stelle in seiner Darstellung der deutschen Konsumgenossenschaften, wie es in der Natur der Sache liegt, die größte Beschränkung auferlegen.¹ Aber auch aus diesen knappen Strichen geht klar hervor, daß sich die deutschen Konsumgenossenschaften im Aufbau befinden, und daß sie frohen Muts in die Zukunft sehen dürfen.

Die konsumgenossenschaftliche Bedarfsdeckungswirtschaft hat inmitten einer kapitalistischen Marktwirtschaft nicht nur ihren Platz zu behaupten. Ihre Aufgabe ist es immer größere Teile der Volkswirtschaft in ihre gemeinnützige Wirtschaftsform hinüberzuführen. Soll die Konsumgenossenschaftsbewegung ihr genügen, so muß ihr auch das dazu erforderliche Kapital zur Verfügung stehen. Es ist nun ganz interessant festzustellen, wie in der Gegenwart, in der die ganze kapitalistische Privatwirtschaft unter einem ausgesprochenen Mangel an Kapital seufzt, die konsumgenossenschaftliche Kapitalbildung vor sich geht. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die nach der Stabilisierung der Währung in Anspruch genommenen Kredite des Reichs und der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse zurückgezahlt worden sind. Auf Grund unserer Jahresstatistik kann festgestellt werden, daß im Kalenderjahr 1925 die Geschäftsguthaben der Mitglieder um 10 Millionen Mark, die Reserven um 4 Millionen Mark, die Spareinlagen um 33 Millionen Mark gewachsen sind. Das sind zusammen 47 Millionen Mark. Von den Spareinlagen wird ein Teil von den Konsumgenossenschaften liquid gehalten, und zwar in der Form von Bankeinlagen bei der Großeinkaufsgesellschaft. Bis Ende März waren die bei der Bankabteilung der Großeinkaufsgesellschaft hinterlegten Bankeinlagen bereits auf ungefähr 18 Millionen Mark und das Giroguthaben der Genossenschaften auf 5 Millionen Mark gestiegen. Der Reingewinn der Großeinkaufsgesellschaft und der Reingewinn der Volksfürsorge sowie ein an die Konsumgenossenschaften verteilter Rabatt umfaßten im Jahr 1925 über 4 Millionen Mark. Diese Beträge fließen nicht an die Mitglieder zurück sondern dienen ebenfalls der genossenschaftlichen Kapitalbildung. Von der Volksfürsorge wurden den Genossenschaften in der Form von Hypotheken 3 Millionen Mark, von der Pensionskasse ebenfalls 3 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Somit beteiligten sich die genossenschaftlichen Zentralen mit 10 Millionen Mark an der Kapitalbildung. Die Konsumgenossenschaften und die Zentralen zusammen haben also in einem Jahr 57 Millionen Mark neues Geld aufgebracht. Dieser erfreuliche Kapitalzuwachs hat den deutschen Konsumgenossenschaften ihre volle Unabhängigkeit wiedergegeben. Sie stehen jetzt wieder durchaus in eigenen Schuhen, und sie haben die Mittel Schritt um Schritt, ihren Grundsätzen entsprechend, ihre genossenschaftliche Tätigkeit zu erweitern und auszubauen.

1) Zum eingehenden Studium der Einzelheiten dieser Materie eignen sich am besten die *Jahrbücher des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine*, die jährlich in je 2 Bänden mit zusammen 1300 bis 1400 Seiten Text erscheinen und ein getreues Bild des deutschen Konsumgenossenschaftswesens in allen seinen Teilen geben.

Die Genossenschaftsbewegung der deutschen Arbeiterklasse hat, von vermeintlich Radikalen ursprünglich geringschätzig angesehen und auch gehässig bekämpft, unbeirrt aus eigener Kraft ihren Weg von unten auf genommen, wie er vor jetzt genau 27 Jahren an dieser Stelle verlangt und vorausgesagt wurde.² Ihre glänzende Entwicklung ist zwar durch den Kriegsausbruch jäh unterbrochen worden. Und später schien es, als ob sie durch Ruhrkrieg und Inflationskrise in den Abgrund triebe. Aber ihr urgesundes Wesen hat alles überwunden. Und, schneller als andere Teile unserer Wirtschaft, schickt sie sich an ihren Siegeslauf wiederaufzunehmen. Sie wird in ihrem Arbeitsbereich, wie es in der in einer Auflage von 1 Million Exemplaren 1921 ausgegebenen, von dem Verfasser dieses Aufsatzes geschriebenen Broschüre *Ein konsumgenossenschaftlicher Blick in die Zukunft* heißt, »auf dem Wege der organischen Entwicklung an die Stelle einer individualistischen und kapitalistischen, auf Profitstreben und einer ungerechten Verteilung des Arbeitsertrages beruhenden Produktion für den Markt, die uns heute mit Gütern aller Art versorgt, eine gemeinnützige genossenschaftliche Bedarfsdeckungswirtschaft der Produktion für den organisierten Konsum setzen, die zu einer gerechten Verteilung des Arbeitsertrages führt«.

MAX SCHIPPEL · DER SÄCHSISCHE PARTEI-RADIKALISMUS



IM Grunde geht der sächsische Parteikonflikt von genau demselben ernstesten politischen Problem aus, das in der deutschen Gesamtpartei gleichfalls noch nicht zur unbestrittenen Ruhe gekommen ist: Darf und soll eine über die kapitalistische Wirtschaftsordnung hinausstrebende Partei auf längere Frist berechnete, wohl oder übel mit bestimmten Bindungen und Selbstbeschränkungen belastete Koalitionen mit bürgerlichen Parteien eingehen?

Aber die Koalition, die in Sachsen seit dem 14. Januar 1924 eine gemeinsame Regierung zwischen Sozialdemokraten, Demokraten und Deutscher Volkspartei ins Leben rief (nebenbei bemerkt: die weitaus am längsten lebende sächsische Regierung seit dem Zusammenbruch von 1918) stand von vornherein bei unseren Radikalen in ganz ungewöhnlich starkem Verruf. Nicht nur aus den zur Genüge bekannten prinzipiellen Gründen, die stets in Deutschland auch in der Gesamtpartei vorgebracht wurden, sondern vor allem, weil die Koalition im Fall Sachsens einer zeitweiligen, ausschließlich sozialdemokratisch-kommunistischen Beherrschung der Staatsmaschinerie, wenn auch von noch so zweifelhafter Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit, folgte, und weil das militärische Einschreiten des Reichs in der Vorgeschichte dieser Koalition keine geringe Rolle spielte und sowohl einer aufrichtig verblendeten wie einer skrupellos gehässigen Gegenagitation von allem Anfang an die wirksamsten und unter Umständen die giftigsten Waffen zur Verfügung stellte. Die abenteuerliche Geschichtsklitterung der sächsischen Untwegten schreckt in wohlberechneter Absicht vor Darstellungen der Koalition unter Stresemann im Reich und des Zusammenbruchs des sozialistisch-kommunistischen Zusammenarbeitens unter Zeigner-Liebmann in Sachsen nach Art der folgenden nicht zurück:

2) Siehe Kaufmann *Von unten auf*, in den Sozialistischen Monatsheften 1899 Seite 177 und folgende.

»Jetzt, wo über den Ereignissen vom Dezember 1923 die letzten Hüllen fallen, liest sich die Geschichte der Großen Koalition [im Reich] fast wie ein Roman. Kaum, daß die sozialdemokratischen Minister in das Kabinett eingetreten und die Doppeltüre hinter sich geschlossen hatten, da begann Held Stresemann sein geradezu abenteuerlich freches Spiel. Da unten in Mitteldeutschland saßen noch einige sozialistische Regierungen. Wäre man mit einer rein bürgerlichen Reichsexekutive gegen diese vorgegangen, dann mußte man mit dem immerhin noch gefährlichen Widerstand der Gesamtpartei rechnen; blutige Kämpfe konnten im ganzen Reich entstehen, hinter denen die kommunistische Gefahr lauerte. Nein, das wäre taktisch unklug gewesen. So lautete sein Auftrag nicht. Divide et impera! Der Fuchs wußte, daß der Parteivorstand auf Dresden nicht gut zu sprechen war. Wenn man ihn vor fertige Tatsachen stellte — — ? Und wenn man die Partei im Reiche band und dann unter der Großen Koalition, unter einem sozialdemokratischen Innenminister, dessen Macht an Seeckt abgetreten war, und dem man nur die Verantwortung gelassen hatte, wenn man so an den Coup heranging und die sozialistischen Positionen in Sachsen und Thüringen rasierte, dann mußte im Proletariat eine Verwirrung entstehen, die es vollkommen aktionsunfähig machte. Die Rechnung war gut, war ausgezeichnet. Stresemann hob den Taktstock, und programmäßig setzte ein toller Pressefeldzug gegen die beiden sozialistischen Freistaaten ein... Zum zweiten Male hob Stresemann den Stab, und mit klingendem Spiel und scharfen Maschinengewehren zogen die Soldaten Seeckts in das Dresdener Parlament ein. So nebenbei erledigte man in einem Aufwaschen dann auch noch Thüringen. Staatsstreich en miniature! Sofort wurde die politische Ernte eingeheimst. Durch die Hintertür des Staatsstreichs schmuggelte man in Sachsen gegen den Willen der sächsischen Partei die Große Koalition ins Kabinett, und der Parteivorstand von Berlin stand Taufpate... Das wahrhaft Grandiose dieser Schiebung aber ist, daß sie unter Bruch der Verfassung vor sich ging, daß die sozialdemokratischen [Reichs-]Koalitionsminister, die ja angeblich "Machtpositionen" im Kabinett festhalten mußten, von alledem nichts gewußt haben. Und Stresemann war ja sicher, denn er hatte uns die letzten wirklichen Machtpositionen entwunden. Waffenlose fürchtet man nicht und kann man ungestraft brüskieren. Nicht einmal den Reichstag hatte man von dieser Generalschiebung informiert... Alles das geschah im Zeichen der Großen Koalition. Welche Satire, welch vernichtendes Urteil über diese Politik der Illusionen, die sich Realpolitik nannte. Bedarf es noch mehr Beweise?«¹

Natürlich wurde jeder einzelne Schritt dieser aus Sünden und Schanden geborenen sächsischen Koalition mit der gleichen Kritik weiter verfolgt. Was von der Regierung und den sozialistischen Regierungsmitgliedern unter Würdigung der gegebenen tatsächlichen Verhältnisse getan oder doch gebilligt wurde, brandmarkte man geflissentlich jederzeit als willentlichen und rein willkürlichen Verrat an einschränkungslosen, unbedingten Grundsätzen. Eine besondere persönliche Note kam noch hinzu, als dem allgemeinen Abbau auch verschiedene Parteiangehörige nicht entgingen, die daraufhin jedesmal ohne Umschweife zu überragenden Vertretern und Märtyrern des Radikalismus erhoben wurden, und die zu einem guten Teil selber mit allem Eifer verletzter Eigenliebe in das Feuer des Streits hineinbliesen.

Nach alter Erfahrung erliegt der äußerliche Parteiapparat, die Organisation von den Gruppen bis hinauf zu den Spitzen, sehr leicht einer solchen ununterbrochenen Flut von Anklagen, Verdächtigungen, Verwahrungen und Protesten: die Freude am Ketzerriechen und Ketzerverbrennen lag den Massen nicht bloß im Mittelalter im Blut. Was jedoch Sachsen hier in ein paar Jahren vollbracht hat, dürfte selbst in der Geschichte der Partei ohne Beispiel sein. Tatsächlich standen zuletzt und schon seit langem die Dinge, trotz aller koalitionsanhängerischen Mehrheit in Regierung und Landtag, so, daß

¹) Siehe Böckel/ Der Erneuerungsprozeß im Parteikörper II: Die Koalition der Staatsstreichs, in der Chemnitzer Volksstimme vom 12. Februar 1925. Die Darlegung ist übrigens wenig original, sie deckt sich vollständig mit der "kommunistischen" Geschichtsauffassung, nur daß diese zum mindesten psychologisch verständlicher ist.

die Presse mit ihrer unwiderstehlichen alltäglichen Aufklärung und Richtungsbestimmung lückenlos der Opposition ausgeliefert war und unter Verknennung und Mißachtung jeder wirklichen Preßfreiheit systematisch der Regierungs- und Fraktionsmehrheit das Wort abschnitt. Zu Referenten und Sprechern vor den Gruppen und Versammlungen erkor man, abermals unter Verknennung und Mißachtung jeder wirklichen Meinungs- und Redefreiheit, lediglich noch Koalitionsgegner, und selbst auf die Hoffnung einer Diskussion und Diskussionsbeteiligung mußte die parlamentarische Mehrheit innerhalb dieses Rahmens sehr bald verzichten. Alle Vollmachten und Entscheidungen ließ man konsequenterweise mehr und mehr von den "Landesparteiinstanzen" unter wachsender Ausschaltung der Fraktion ausgehen: vom Landesvorstand, von den Bezirksvorständen, vom Landesarbeitsausschuß, von ad hoc erweiterten Ausschüssen und was für Instanzen im Sinn eines "revolutionären" Mandarinentums in diesem ewig klatschsüchtigen, zänkischen, winkelkrakeelerischen Land des überschäumenden Bliemchenkaffees sonst noch denkbar sein mögen. Die Landtagsmehrheitsvertreter waren außerhalb ihres zunächst unantastbaren Landtagsbereichs sehr bald zu vollkommenen, erbarmungswürdig hilflosen Nullen degradiert. Aber damit begnügte man sich nicht. Die Kandidatenlisten für etwaige Neuwahlen wurden sorgfältig von den Namen aller Koalitionsanhänger, mochten sie auch von anerkannten parteigeschichtlichen Verdiensten sein, gesäubert und zum Ausgleich natürlich mit den Namen der Oppositionsanhänger oder vielmehr der zielbewußten Oppositionsführer selber geschmückt, auch wenn ihre Träger eben erst in die Partei hineingeweht waren. Da man mit allen Instanzenbeschlüssen die Fraktionsmehrheit nicht glatt zur parlamentarischen Kapitulation, das heißt zur politischen Selbstentmannung zwingen konnte, wurde um so ellenbogenrühriger auf die Landtagsauflösung hingearbeitet.

Alle noch so beachtenswerten sachlichen Gründe verschafften, wie erwähnt, seit Jahr und Tag der Fraktionsmehrheit kein Gehör mehr innerhalb dieses alles überwuchernden "Instanzenzugs". Aber wie gewichtig und durchschlagend diese innere sachliche Rechtfertigung der parlamentarischen Mehrheitspolitik war, das konnte man daraus ersehen, daß nicht minder jahrelang die geistig und politisch unabhängigeren höheren Instanzen sich fast regelmäßig auf die Seite der Dreiundzwanzig schlugen. Der Zentralvorstand in Berlin hat die Abwendung von der kommunistischen Bundesgenossenschaft und die Verständigung mit Demokraten und Volkspartei selber einleiten helfen und hat bis vor wenigen Wochen an dieser Orientierung festgehalten, die eine Stellungnahme gegen die Richtlinien der sächsischen Instanzen bedingt. Als der ganze Streitfall den letzten Parteitag beschäftigte, kam dort geradezu elementar die Sympathie für die Dreiundzwanzig zum Ausbruch; die Schlußerklärung der 51 sächsischen Delegierten ging in einem demonstrativ abwehrenden Lärm unter. Und nach dem vorigen Parteitag hatte die Chemnitzer Volksstimme, allerdings in arger Verknennung der Sachlage und gleichsam in unfreiwilliger Selbstkritik, schreiben müssen:

»Es ist der Mißbrauch der Machtstellung, wie Bebel es nennt, es ist der herrische Versuch eine Opposition niederzuhalten, die sich nicht niederhalten läßt, anstatt ihr im ehrlichen Ringen um die Wahrheit den Weg freizugeben. Bot nicht der letzte Reichsparteitag das jammervolle Schauspiel, daß man 100 Delegierten, die ein Drittel der Partei hinter sich hatten, keinen einzigen Referenten zugestand und ihre Diskussion nach 2 oder 3 Zehnminutenrednern regelmäßig köpftel? Wo wäre das früher jemals möglich gewesen? Doch will man die Verrottung der Zustände ganz

erkennen, muß man sie im Extrem studieren... Wahrlich eine seltsame Auffassung von Demokratie. Wenn die obersten Hüter der Demokratie so mit den Grundsätzen ihrer Partei spielen, dann ist es kein Wunder, daß alles in die Brüche geht... Der Parteivorstand weiß, daß die Verhältnisse in der sächsischen Regierung zur Katastrophe treiben. Er hat es uns unmöglich gemacht am 7. Dezember unten den günstigsten Bedingungen zu kämpfen, er wird die Verantwortung dafür tragen müssen, wenn der Gegner uns in einem Zustand tiefer Zerrüttung die Entscheidung aufzwingt.«²

KENNZEICHNEND für diese Art von innerlich hohlem Radikalismus ist übrigens, wie sie sich in wachsendem Maß hinter die Parole der "Disziplin" verkriecht. Die Koalitionspolitik möge seinerzeit unumgänglich und richtig gewesen sein, war neuerdings schon manchmal von sonst unerbittlichen intransigenten "Klassenkampf"wortführern zu hören. Die Koalitionspolitik ist für die Zukunft gar nicht grundsätzlich zu verwerfen; je nach dem Ausfall der Wahlen wird man auf sie zurückzugreifen haben: selbst dies haben wir letzthin des öfters lesen müssen, vor allem aus den Federn von sich berufenfühlenden radikalen Regierungsanwärtern. Freilich, so vereinigen sich die auseinandergehenden Stimmen schließlich immer wieder: die Disziplin durfte nicht verletzt werden, selbst wenn die Instanzenmehrheiten in ihrer Stellungnahme noch so unrecht gehabt haben sollten.

Damit erhält der ganze Konflikt vollends etwas Abgeschmacktes, Überspanntes und Abstoßendes zugleich. Eine Organisation kann sicherlich ohne Disziplin nicht leben; sie wird ohne Disziplin am Ende zur Sinnlosigkeit. Aber umgekehrt wird der ewige Appell an die Disziplin sinnlos, wenn bei Organisationsentscheidungen dauernd die Einsicht oder das Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, um zu haltbaren, den gegebenen sachlichen Voraussetzungen entsprechenden Beschlüssen zu gelangen. Fortgesetzt verlangte Unterwerfung unter Beschlüsse, die jeder reifern Erfahrung und tiefern Sachkenntnis unzumutbar, schädlich und unter Umständen selbstmörderisch erscheinen, muß schließlich jede noch so festgefügte Organisation sprengen. Früher oder später muß eine Partei an ihnen in Stücke gehen, entweder weil man notgedrungen Disziplin Disziplin sein läßt, oder weil die dennoch aufrecht-erhaltene Disziplin um so unrettbarer den Parteiwagen dem Abgrund zutreibt. Und so weit hat es der Radikalismus in Sachsen in der Tat gebracht.

Noch ein Wort über die in Sachsen heute so beliebte "Ausstoßung aus dem Parteikörper", die gegen die Mitglieder der Mehrheit der sozialdemokratischen Landtagsfraktion allgemein vollzogen ist, gegen die meisten wohl in oft etwas skurriler Weise in vielfacher Wiederholung. Die Ausgeschlossenen taten sich zuletzt als Alte Sozialdemokratische Fraktion neu zusammen, und sie werden nun mit der ganzen Überhebung eines richtiggehenden sogenannt marxistischen Parteizeloten des Namens Sozialdemokrat entkleidet:

»Diese Firma ist falsch! Alte Fraktion mögen sie sich nennen. Aber sozialdemokratische? Dazu haben sie kein Recht.«³

Eine solche Beschränkung und Beschränktheit, vollends bei einer sich geistig revolutionär nennenden Bewegung, kann gar nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Selbstverständlich gehört gegebenenfalls ein Ausgeschlossener oder ein freiwillig bei Seite Gehender einer bestimmten Parteiorganisation

²) Siehe *Böchel* Der Erneuerungsprozeß im Parteikörper III: Zurück zur Demokratie!, in der Chemnitzer Volksstimme vom 14. Februar 1925.

³) Siehe *Dresdener Volkszeitung* vom 17. April 1926: Die alte sozialdemokratische Fraktion.

mit bestimmtem Namen nicht mehr an. Das heißt jedoch weiter nichts, als daß für die Handlungen und Äußerungen des Betreffenden die bestimmte Parteiorganisation keinerlei Verantwortung mehr zu tragen braucht, ebenso wie umgekehrt der Beteiligte aller besonderen Verpflichtungen und Rücksichten gegen die einzelne Organisation ledig geworden ist. Aber Sozialdemokrat bleibt selbstverständlich, vor der öffentlichen Meinung, vor allen zurechnungsfähigen Politikern und vor sich selbst ein jeder, der von gewissen sozialen Grundauffassungen ausgeht, der sich, in seiner Weise und nach seiner Überzeugung, in den Dienst gewisser sozialer Emanzipationsbestrebungen stellt, gleichviel, ob er ein anerkanntes Mitgliedsbuch in der Tasche trägt oder nicht, und ob seine Mütze oder Jacke der Mandarinenknopf irgendeines niedern oder höhern Parteiamts ziert oder nicht. Dieses Mitgliedsbuch und dieser Mandarinenknopf machen wahrlich nicht den Sozialisten und den Sozialdemokraten, gerade im besten Sinn der Worte Sozialist und Sozialdemokrat. Wir können in der theoretischen Literatur oder praktischen Verwaltung leicht die glänzendsten Namen des Liberalismus, des Klerikalismus oder Konservatismus nennen, aber um die formale Zugehörigkeit zu einer der entsprechenden Parteiorganisationen wissen wir meistens nichts; dieser besondere Zusammenhang erscheint uns gewöhnlich, und mit vollstem Recht, als viel zu gleichgültig, um ihm irgendwie nachzugehen. Sozialdemokratische Zeitungen und Zeitschriften bleiben selbstverständlich sozialdemokratisch, auch wenn sie von jeder besondern Parteiorganisation unabhängig sind, und keine offizielle Organisation für sie die Verantwortung trägt und tragen will. Mancher von uns wird sogar meinen: Ihren wesentlichen sozialistischen Grundzug können sie gerade in dieser Unabhängigkeit um so wirkamer entfalten. Und die ausgeschlossenen Dreiundzwanzig bleiben selbstverständlich Sozialdemokraten, selbst wenn sie in keiner parteipolitischen Organisation augenblicklich mehr Unterkunft finden sollten: falls sie nur sonst in ihren Anschauungen und Handlungen den Zielen und Bestrebungen der Arbeiterklassenbewegung nach wie vor treu bleiben.

Aber die letzten Würfel sind hier ja noch gar nicht gefallen. Die Gesamtpartei, und nicht die sächsische Teilorganisation, hat hier das letzte Wort zu sprechen. Und hoffentlich wird sie den sächsischen Fall von einer höhern Warte aus zu beurteilen wissen als von den Zinnen bloßer "Disziplin".

RUDOLF ARNHEIM · ÜBER BEWEGUNGSKUNST



ALLE Sinnesinhalte, alle Betätigungen des Organismus fangen auf einer gewissen Stufe der menschlichen Kultur an über ihre biologische Zweckfunktion hinaus Eigenwerte zu werden. Die optischen Phänomene, bisher bloße Orientierungsdata für die Stellung des Individuums in seinem Umfeld, werden, viel genauer und bewußter als in der vorästhetischen Periode, in ihren formalen Qualitäten aufgefaßt, als spezifisch konturierte und gefärbte Dinge begriffen, deren sinnliche Erscheinungsweise sowohl optische Harmonieen erkennen läßt als auch das Charakteristische der Dinge auf besondere, eben optische Art zeigt. Die Möglichkeit mit der eigenen Stimme oder auf mechanischen Instrumenten Töne und Geräusche zu erzeugen wird ausgenutzt; man legt sich auf bestimmte Töne fest, unterwirft sie zeitlichen Zäsuren und schafft durch diese (scheinbar ganz willkürliche, in Wahrheit durch den geistigen Charakter

der Zeitepoche innerlich, wenn auch nicht rational, begründete, daher auch nicht unabänderliche) Begrenzung ein System, in dem es Zusammenklänge und Mißklänge, geraden und ungeraden Takt gibt. Das heißt, man legt seine Mittel, sein Material, fest, genau so wie im Optischen erst die Beschränkung auf Linie und umrissene Fläche die Vorbedingung für Ästhetisches, die Regel, nach der ein Kunstwerk gebaut werden kann, ergibt.

Auch die körperlichen Bewegungen werden ins Ästhetische umgebildet. Ihre Urform ist zweifacher Art: Sie sind einmal einfache Nutzbewegungen, wie Schreiten, Greifen, Stoßen; dann Ausdrucksbewegungen im weitesten Sinn (von der bloßen unwillentlichen Dokumentierung seelischer Dynamik im Äußern bis zur bewußten Gebärdensprache). Auch die Bewegung muß, soll sie zum Material künstlerischen Schaffens werden, die ungeformte Fülle ihrer Erscheinungsmöglichkeiten aufgeben, sie muß eine Tonleiter bilden. Dazu dient, neben der Bevorzugung gewisser Grundbewegungen mit einfacher und unmittelbar eindringlicher Verlaufskurve (Stampfen, Stoßen, sich Recken, Fallen, Springen) die zeitliche Rhythmisierung. Von hier aus wird klar, daß man es gar nicht nötig hat den Rhythmus als ästhetischen Faktor der Bewegungskunst von vorkünstlerischen Betätigungen (Arbeit, Atem) her historisch zu motivieren, wie es geschehen ist, sondern daß Kunstbetätigung ihrer Art nach schon solche formalen Gesetzmäßigkeiten verlangt.

Aber rhythmisierte Bewegung ist nicht schon Kunst, sonst wäre zum Beispiel auch jedes Turnen Kunst. Erst wenn sie, statt bloß Gliedertraining oder Zweckbewegung zu sein, ihrer Intention nach auf Neuschöpfung geht, wird sie es. Mit dem Formalen ist das Problem nicht erschöpft. Genau wie die Töne und die optischen Gegebenheiten im Kunstwerk nicht nur ästhetisch wohlgefällige Kompositionen sind, sondern wie ein Tonwerk ernsten, schweren oder leichten Charakters sein, ein Bildwerk die Gespanntheit einer Kurve geben kann, so hat auch die Bewegungskunst ihre inhaltliche "darstellerische" Seite. Ganz im selben Sinn gibt sie Weichheit und Härte, Kraft und Schwäche, Stoßkräftigkeit und Leiden. (Dazu sei noch folgendes erwähnt: Man darf die Bewegungen, die ein menschlicher Körper ausführt, nicht ohne weiteres als absolute werten. Kandinskij hat neulich im Kunstblatt versucht einzelne Tanzstellungen Gret Paluccas als bloße Linienschemata darzustellen, um an den so vereinfachten Gebilden ihre Gesetzmäßigkeit sauberer zu demonstrieren. Nimmt man diese Liniensysteme nun einmal absolut, nicht als Schematisierungen des menschlichen Körpers, und denkt man sie bewegt, so ergibt sich ein ganz anderer ästhetischer Tatbestand als bei den analogen Bewegungen der Tänzerin. Die Zentren, die Korrespondenzen, alle Strukturmerkmale sind anders; denn die Bewegungen eines Menschen verstehen sich nur von seinem Körperbau, von der Basis seiner Bewegungsmöglichkeiten aus. Womit natürlich der Tatbestand, daß eine stoßende Bewegung immer das selbe ist, ob sie nun von einem Arm oder von einem gezeichneten Pfeil ausgeführt wird, nicht beeinträchtigt wird.)

Die Eigenheit der verschiedenen Kunstarten ist so von den Grundgruppen des ursprünglichen organismischen Betätigungsmaterials her entwickelt worden, und dies für die Bewegung ebenso einleuchtend wie für die optische und die akustische Gegebenheit. Muß es von hier aus nicht sonderbar erscheinen, daß wir heute zwar ausgesprochene Augen- und Ohrenkünste besitzen, nicht

aber Bewegungskunst? Wir haben zwar den Tanz. Aber welche wesentliche Bewegungskomponente steckt nicht auch in der Schauspielkunst, ohne daß wir eine rechte praktische Verbindung sehen, ohne daß wir theoretisch die beiden übergeordnete ästhetische Kategorie besitzen. Auf sogenannten niedrigen Kulturstufen finden wir diese Trennung nicht. Primitive Jagdvölker tanzen den Vorgang des Jagens, das Erlegen des Wildes, sie tanzen, indem sie darstellen. Und überall sonst, bei den Griechen, später auf der Mysterienbühne des Mittelalters, immer geht die Darstellung nicht von einem mechanisch zu imitierenden Stück Leben aus, sondern sie benutzt die Grundformen derjenigen Materialsphäre, in der sie gerade tätig ist, die einfachen, sehr stark formal qualifizierten Bewegungen (das Sprachliche sei hier außer acht gelassen). Und dann kommt jene große Epoche naturalistischer Tendenz, die mit der Renaissance in die Erscheinung tritt und ihre Wurzeln wohl im Aufkommen der empirischen Wissenschaften hat. Getreue Wiedergabe des dargestellten Objekts wird das Ziel. Selbst die Musik, die dem Charakter ihres Materials nach so wenig imitativ ist, versucht in bezeichnenden Extremfällen natürliche Geräusche zu imitieren. In der Malerei zeitigte diese Zielsetzung bei Künstlern minderer Ordnung schlimme Zeichen des Geschmacksverfalls, während die Genies vielfach zwar mit der selben theoretischen Meinung behaftet waren, in praxi aber das Richtige taten. (Sowohl Leonardo wie Corinth haben in theoretischen Schriften gesagt, die wichtigste Aufgabe des Malers sei die genaue Kopie seines Vorbilds.) Jedoch wurden in der Musik wie in der Malerei allzu schädliche Auswirkungen dieses Prinzips dadurch verhindert, daß die Materialverschiedenheit des darzustellenden und des dargestellten Dings (lebendiger Körper-bemalte Leinwand, Naturton-Instrumentaltone) sich der Imitation widersetzte und schon vom Sachlichen aus auf einen andern Weg hinwies. Das lag bei der Schauspielkunst nicht ganz so. Hier war in der Natur wie im Kunstwerk der Mensch das tragende Substrat, und so gab es für imitatorische Tendenzen viel weniger Hindernisse, ja die Identität der sachlichen Vorbedingungen schien sie zu befürworten. Es entwickelte sich das moderne Theater mit seinen spezifischen Illusionsabsichten; man ging auf Kopie des ganzen menschlichen Habitus aus. Bewegungsmäßiges, Sprachliches, Bühnenbildmäßiges usw. hörte auf reine und eigenartige Komponente zu sein, sondern indem man den ganzen Menschen abzukonterfeien suchte, verwischten sich die ästhetischen Materialqualitäten und ihre besonderen Wirkungsmöglichkeiten. Auf der Bühne spielte sich "Leben" ab, und das Entzücken über die "Natürlichkeit" einer Leistung (ein sehr charakteristisches Wertungsprädikat) war in dem geheimen Wissen, es sei eben doch alles nur Schaustellung, begründet. Während doch nebenher die Kunst jedes großen Schauspielers immer wieder eindringlich zeigen konnte, wie das Eigentliche so gar nicht im Kopieren lag sondern vielmehr im Herausarbeiten eines Typischen, Allgemeinmenschlichen.

So haben wir heute eine Schauspielkunst, deren Bewegungselement in den typischen Fällen überhaupt gar nicht als ästhetischer Faktor agieren kann, weil es im Dienst der Naturnachahmung aller Formqualitäten entkleidet ist. Wir haben andererseits, ganz getrennt davon, den Tanz, der sich infolge einer hier nun wieder ganz andern Entwicklung, besonders auch, weil er mit Musik ausgeführt wird, vorwiegend formal entwickelt hat und nur sehr wenig darstellerisch ist, der aber immerhin den Kern heutiger Bewegungskunst dar-

Mächtiges Glück endlich zu fühlen
 Das, was ich bin:
 Baum in Aufruhr, der sich entwurzelt,
 Willengespannt, und sich aufschwingt
 Über sein Laub, zerstoßen und rauschend,
 Stoßend gradaus, gradaus gegen den Wind,
 Gegen den Wind gradaus!

Ich spür' die Brust offen wie ein großes Loch.
 Alles Himmelsblau, leicht, frisch und wirbelig,
 Verwölkt sich mit Wonne.
 Ich bin ein Fenster, aufgerissen, sonnentoll,
 Zur Sonne hinausrasend.
 Wer kann noch die Fenster stemmen, ausgehungert nach Wolken?
 Und die betrunkenen Balkone,
 Die sich heut Nacht aus den morschen Häusermauern flüchten,
 Um in den Weltraum zu hüpfen?

RAPHAEL SELIGMANN · ZUR RELIGION DER ZUKUNFT

UNSERE westeuropäische Kultur hat eine Formel für die Verknüpfung der Einzelperson mit der Gesamtheit von innen heraus nicht finden können. Ich sage mit Absicht: von innen heraus. Für Nöte und Erfordernisse der Lebenspraxis, die bei all ihrer Unumgänglichkeit das Innerste und Intimste der individuellen Seele doch unberührt lassen, hat diese Kultur mehr als eine Formel gefunden. Aber nicht im Bezirk aller jener Erlebnisse, die mit dem Schicksal der Person als solcher aufs engste verknüpft sind. Dort verharrte die Einzelperson in hermetischer Abgeschlossenheit als eine Welt für sich, deren Zugänge der Gesamtheit und der Menschheit als Ganzes versperrt blieben. Gesucht aber in dieser Richtung wurde sehr eifrig. Und auf 2 einander entgegengesetzten Wegen. Vom Individuum ausgehend wollte man den Weg zur Gesamtheit, von der Gesamtheit ausgehend den zum Individuum finden. Vom Individuum ausgehend bestrebte man sich mit allem Nachdruck nachzuweisen, daß die Interessen des einzelnen mit denen der Gesamtheit aufs innigste verwoben seien, und daß jene aus diesem Grund dieser ergeben sein, ja nötigenfalls bis zur Selbstverleugnung in ihr aufgehen müssen. Der einzelne begriff diese Lehre sehr wohl; es leuchtete ihm ein, daß man die Interessen der Gesamtheit als solcher nicht verletzen dürfe, da es schließlich üble Rückwirkungen für ihn selber herbeiführen könnte (er handelte freilich nur selten nach dieser seiner bessern Einsicht), aber seine Seele hat er ihr nicht erschlossen und auch nicht erschließen können, da sein Seelenleben, die Geschichte seiner allerpersönlichsten Schicksale, für die Gesamtheit vollständig uninteressant wäre. Von der Gesamtheit ausgehend bemühte man sich auf das eindringlichste zu beweisen, daß, da diese im Grunde sich aus konkreten Einzelpersonen zusammensetze, sie es auf das einzelne Individuum absehen, dieses also das eigentliche Endziel aller gesellschaftlichen Bestrebungen bilden müsse. Die Gesamtheit verstand diese Predigt sehr gut, aber in ihren Beziehungen zur Einzelperson half es ihr nicht viel, konnte es ihr nicht viel

helfen; die Gesamtheit kann der Einzelperson im besten Fall nur so lange und insofern Rechnung tragen und Aufmerksamkeit zuwenden, als sie gemeinsame Berührungspunkte mit unzähligen anderen Personen aufzuweisen vermag, will sagen: nur so lange und insofern, als sie in ihrer Eigenschaft als persönliches Fürsichsein noch nicht auftritt, oder, mit anderen Worten, solange und sofern sie noch kein eigentliches Ich darstellt. Wollte sich die Gesamtheit mit den persönlichen Schicksalen, mit dem persönlichen Eigenleben des einzelnen Ichs abgeben, so hätte sie sich in einen unheilbaren Widerspruch zu ihrer Aufgabe verwickelt, sie hätte dadurch auch eine heillose Verwirrung in allen gesellschaftlichen Angelegenheiten heraufbeschworen.

Der abendländische Gedanke oszillierte fortwährend um diese beiden Pole: die Gesamtheit und das Individuum, oder, präziser und allgemeiner ausgedrückt, den Kollektivismus und den Personalismus, ohne je eine Brücke von dem einen zum andern schlagen zu können. Kollektivismus und Personalismus rangen im abendländischen Denken um die Vorherrschaft, und der Erfolg blieb fast immer auf der Seite des Personalismus. Eine selbständig schöpferische Rolle hat der Kollektivismus im geistigen Leben des abendländischen Menschen kaum je gespielt. In den Augen des abendländischen Menschen war der Kollektivismus von jeher eine Sache, die den Nöten, Bedürfnissen und Interessen des Individuums zu dienen hat, vom Individuum seine Existenzberechtigung erst erhalten muß, und nur in seltenen Fällen ein selbstgenügsames, an und für sich existierendes Ganzes darstellt. Für ihn hatte der Kollektivismus eine rein praktische Bedeutung, die bisweilen sehr tief greifen mochte, die aber die innersten Seiten seiner Seele kaum berührte und seinen Geist kaum befruchtete. Was ist die Gesellschaft in den Augen des abendländischen Menschen? Ein Tummelplatz widerstreitender Interessen, die teils mit einander kollidieren teils sich mit einander aussöhnen. Was der Staat? Eine Institution, geschaffen, um zwischen den verschieden gerichteten Interessenzusammenhängen ein dauerndes, wenn auch labiles Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. Und was die Nation? Eine geographisch, sprachlich und wohl auch wirtschaftlich abgegrenzte Gruppe von einzelnen mit gewissen gemeinsamen Interessen. Überall steht hier die Einzelperson mit ihren Bedürfnissen und Anforderungen im Mittelpunkt der Betrachtung. In Büchern, Zeitschriften, Zeitungen und insbesondere auf Volksversammlungen wird freilich von Kollektivismus und kollektivistischen Ideen des öftern anders geredet. Dort wird die Gesamtheit als überpersönliches Wesen gefeiert. Aber die Inkongruenz zwischen Reden und Denken gehört gleichfalls zu den ausgesprochenen Zügen in der Physiognomie des abendländischen Menschen. Die einzig selbständig-schöpferische Rolle im Denken der abendländischen Menschheit hat der Personalismus gespielt. Er war von jeher der Born, der die Wurzeln ihres Geistes speiste. In den Augen des abendländischen Menschen ist die konkrete Einzelperson die einzige Erzeugerin aller materiellen und geistigen Werte; aus ihrem eigenen Innern, aus den Tiefen ihrer Seele zeugt sie Wissenschaft und Kunst, Religion und Philosophie, Staat und Wirtschaft, von ihr rühren alle Erzeugnisse auf jedem dieser Gebiete her, und zu ihr kehren sie zurück, sie entscheidet über alles Denken und über alles Tun, ihrem Urteilspruch unterliegt alles, wonach im menschlichen Zusammensein gestrebt wird, sie bietet das Maß und die höchste Instanz für alles, was hier geschaffen wird. So dachte der abendländische Mensch auch in jenen Zeiten der abendländischen Geschichte, da

die Religion allen persönlichen und gesellschaftlichen Dingen ihr Gepräge verlieh und für sie maßgebend zu sein schien, wo es also fast den Anschein hatte, als stünde das gesamte Leben der abendländischen Völker unter der Gewalt überpersönlicher Mächte. Es wird dies bezeugt durch die ganze Entwicklung des Abendlands in jenen früh- und spätmittelalterlichen Epochen, in denen der Grund zu der spezifischen Welt des abendländischen Menschen, der individualistischen Wirtschaft, der individualistischen Kunst, der individualistischen Philosophie und der individualistischen Religion gelegt wird. Und so dachte dieser Mensch natürlich auch in der Folge. Aber was ist sie, diese Einzelperson, und worin besteht ihr Wesen?

Es gab eine Zeit in der Entwicklungsgeschichte der westeuropäischen Kultur, da man das Wesen des Individuums erfaßt zu haben glaubte. Es war dies ungefähr in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, als die französischen Enzyklopädisten sich an die Spitze der geistigen Bewegung Europas stellten. Sie erblickten sämtliche Gebrechen und Defekte der menschlichen Gesellschaft wie sämtliche Übel der Menschheit überhaupt vor allem im religiösen Fanatismus, der mit seinem Aberglauben und seinen Vorurteilen die Gehirne unneble, und dann auch in den regierenden Persönlichkeiten, die nicht das Gemeinwohl sondern ihren eigenen Vorteil und ihre dynastischen Interessen im Auge hätten. Von der Vorstellung ausgehend, daß die Wurzel aller gesellschaftlichen wie persönlichen Übel vornehmlich in den phantastischen Vorstellungen und Illusionen des Glaubens und Aberglaubens zu suchen ist, gelangten sie naturgemäß zu der Schlußfolgerung, daß das verstandesmäßig-logische Denken, die vernünftige Einsicht, die Ratio, einzig und allein imstande sei den Menschen aus allen Nöten und Verwirrungen zu retten und ihm zu gesunden, ja glücklichen Zuständen zu verhelfen. Die Ratio selber war ihnen nichts anderes als ein gewisser Ausdruck oder, richtiger, ein gewisses Vehikel eines allen Menschen gemeinsamen unverdorbenen Lebensinstinkts. Wenn die Menschen in falschen, abergläubischen Vorstellungen befangen sind, so ist das bloß ein Symptom dafür, daß ihr Lebensinstinkt irgendwelche Trübung erfahren hat, daß er irgendwie aus dem richtigen Geleise geraten ist und nun hilflos umhertappt oder wild um sich herumschlägt. Illusion und Aberglaube sind daher nur der Ausdruck für einen getrübbten, an sich irregewordenen Lebensinstinkt, wie Vernunft und Logik nur ein solcher für einen ungetrübbten und richtigen sind. Die Enzyklopädisten lebten daher der unerschütterlichen Überzeugung, daß, wenn man den Menschen seinen natürlichen Neigungen und Instinkten überließe, ohne sein Gehirn durch den Glauben an einen Gott oder auch einen König zu unnebeln, alles in der Gesellschaft sich von selber aufs vernünftigste regeln werde. Zum gleichen Ergebnis gelangten sie auch auf einem andern einfachern Weg: Sie glaubten, daß die unverdorbene Natur nichts Böses im Gefolge haben könne, da sie auf Erhaltung und Leben hinzielt, Erhaltung und Leben aber das Gegenteil dessen bildet, was wir als Böses bezeichnen; nun sei der Mensch nichts anderes als ein Stück Natur, und da müsse er von selber zum Guten gelangen, solange er durch Phantasieen und Illusionen an seinen eigenen Instinkten nicht irre wird. So dachten Holbach, Diderot, d'Alembert, Helvétius, Rousseau und teilweise auch Voltaire. Dieser Gedanke war von einer derartig verblüffenden Einfachheit und bestechenden Klarheit, daß er auf alle denkenden Gehirne des damaligen Europas und der damaligen Zeit überhaupt eine unwiderstehliche Wirkung ausüben mußte. Es war dies das erste

Mal seit Sokrates, daß der Mensch, das Individuum sein wahres Wesen mit dieser Eindringlichkeit und Klarheit erkannt und erfaßt zu haben schien. Denn die Ratio war das unveräußerliche Erbe des konkreten Individuums, des einzelnen Ichs, und in ihr wurde sich dieses seiner wahren Natur bewußt und habhaft. Von der Ratio führte aber auch zu gleicher Zeit ein unmittelbarer Weg zu der Gesamtheit, zu der Menschheit überhaupt. Und in der Tat: Die Ratio, ein Ausdruck des einzelnen Ichs, ist zugleich allen Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten gemeinsam; das Logische ist nicht nur logisch für mich sondern für jedermann am beliebigen Punkt der Erde und im beliebigen Augenblick der Zeit. Kein Wunder, daß jene Generation und die darauf folgende sich einer so prägnanten und faßlichen Philosophie nicht entziehen konnte. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sie im westlichen Europa bereits zu verklingen beginnt, tönt uns noch ein starker Widerhall von ihr in der Haskalabewegung des russischen Judentums und auch in dem von Pissarew ausgehenden russischen Rationalismus entgegen.

Allein diese ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange. Während in den östlichen Teilen Europas noch die "Aufklärung" in voller Blüte stand, begann der rationalistische Rausch im westlichen Europa bereits zu verfliegen. In dem Maß, als einzelne und Völker das Joch der despotischen Regierungen und der nicht minder despotischen Religionen von sich abschüttelten und die so lang ersehnte Möglichkeit erhielten sich frei in der Richtung ihrer Neigungen und Interessen zu bewegen, begann auch nach und nach die ganze Unzulänglichkeit des rationalistischen Gedankens an den Tag zu treten. Es begann sich nachgerade die Einsicht durchzusetzen, daß die Ratio zwar die Grundlage einer dauernden Verständigung unter den Menschen bildet, daß sie aber selber äußerst schwankend und brüchig ist. Die Ratio ist zwar eine Brücke, die die am meisten von einander entfernten Extreme mit einander zu verbinden geeignet ist, aber eine Brücke aus Papier. Mit dem Augenblick, da selbstsüchtige Interessen ihre Stimme erheben, verstummen alle noch so wohl fundierten Einsichten der Vernunft, und mit dem Augenblick, da Affekte und Leidenschaften auflodern, versteckt sie sich ganz. Noch mehr: Diese so kluge und wahrheitsliebende Ratio wird plötzlich albern und verlogen, gehorcht allen Einflüsterungen der egoistischen Triebe und erniedrigt sich zum Sprachrohr für die selbstsüchtigsten und unsinnigsten Tendenzen. Angesichts dieser so veränderten Sachlage begann man im westlichen Europa auch anders über Natur und Wesen des Individuums zu denken. Man sagte sich, daß der innerste Kern des Individuums, der Person, jedenfalls nicht in der Ratio seinen adäquaten Ausdruck finden könne; zu wenig bedeute sie im Haushalt der menschlichen Natur, zu geringfügig sei ihre Rolle im Alltagsleben der Person, um als deren Widerspiegelung angesehen werden zu können. Der Kernpunkt der menschlichen Natur, des Individuums, der Person, liege nicht in der sehenden Ratio sondern in den blinden Trieben und Instinkten. Schopenhauer verkündete, der Intellekt sei ein Werkzeug des Willens, und diese Losung fiel auf einen vorbereiteten Boden, verbreitete sich in kurzer Zeit und gewann fast allgemeine Zustimmung. An Schopenhauer schloß sich eine ganze Reihe von Wissenschaftlern und Dichtern an, von denen jeder auf seine Weise die Bedeutung der Ratio zugunsten des Instinkts zu schmälern und herabzusetzen suchte. Die Ratio wurde fast auf allen Gebieten der Forschung und Dichtung entthront, und an deren Stelle der Instinkt zum Herrscher erhoben.

In den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts stand es für das gesamte denkende Europa fest, daß das wahre Wesen der Person sich nur im Triebhaften und Instinktmäßigen äußere. Der Personalismus in dieser Gestalt eroberte im geistigen Leben der westeuropäischen Menschheit eine Position nach der andern. Das Aufgehen im Elementaren und Instinktmäßigen wurde nunmehr zur Losung für den "modern" denkenden Menschen. Die Person hat sich endgültig entdeckt; ihr wahres Element war nicht die Helle vernünftiger Überlegung sondern das Dunkel chaotischer Neigungen. Dabei erlebte sie eine recht seltsame Metamorphose: Sie wurde ganz unversehens das gerade Gegenteil dessen, was sie ursprünglich bezweckte. Die Person betrachtete sich ursprünglich als die einzige Erzeugerin aller menschlichen Werte und gesellschaftlichen Errungenschaften; aus dem Born ihres eigenen Innern floß alles, was auf dem Gebiet geistiger und gesellschaftlicher Kultur je geleistet wurde. Und nun ist sie sich selber abhanden gekommen; nach und nach verlor sie sich in einem Gewirr von allerhand anarchistischen Instinkten und mittelpunktlosen Gefühlen, Neigungen und Stimmungen, die ihr gegenüber als selbständige und selbstherrliche Mächte auftraten. Eines schönen oder unschönen Tages machte sie die Entdeckung, daß ihr Ich, aus dem sie alles schöpfen wollte, ihr unter den Händen zerrann und verschwand. Philosophisch fand diese Entdeckung ihren Ausdruck in der sogenannten empiriokritizistischen Richtung, insbesondere bei Mach. Das Ich: ein Zusammen von Elementen in bestimmten Beziehungen zu einander. Psychologisch bei James und teilweise bei Wundt: Das Ich ein Kreuzungspunkt von Bewußtseinsströmen. Soziologisch bei Simmel: Das Ich ein Kreuzungspunkt von gesellschaftlichen Beziehungen. Literarisch und dichterisch in der sogenannten Dekadenz: Das Ich ein Durcheinander von verschiedenartigen Stimmungen, bald zarten und flüchtigen, bald wilden und stürmischen. Das Fehlen einer richtunggebenden zentralen Instanz kam in einem Wirrwarr regelloser Bedürfnisse und Interessen zutage. Überall das selbe Chaos, das mit einem kulturellen Zusammenbruch enden mußte. Der Instinkt als Grundlage des Ichs erwies sich als ein unendlich fatalerer Irrtum als die Ratio.

Anders konnte es nicht sein. Das menschliche Ich ist zu schwankend und zu unsicher, als daß es aus sich heraus unstrittige Kriterien für Leben und Handeln erzeugen könnte. Es gab eine Zeit, da schien es, als könne es ihm gelingen, und zwar mit Hilfe der Ratio. Es erwies sich aber in der Folge, daß dem Geltungsbereich der Ratio enge Grenzen gezogen sind. Die Ratio versagt fast vollständig überall da, wo Lebendes und Wollendes in Frage kommt. Hier sind ihre Kriterien unzulänglich und werden meistens von der Wirklichkeit über den Haufen geworfen. Wie soll man am besten sein Leben einrichten, was soll man wollen und wonach streben? Nach einigen gutgemeinten Ratschlägen sieht sich schließlich die Ratio genötigt den Fragenden an den Instinkt der Selbsterhaltung zu weisen: Befrage deinen Lebenstrieb, das ist schließlich die einzig sichere und maßgebende Instanz. Allein der Lebenstrieb, sich selber überlassen, verwickelt den ihn Befragenden und bei ihm Rat Suchenden in arge Situationen, und in den Augenblicken der Verlegenheit schickt er ihn wieder zu der Ratio: Befrage die Ratio, nur sie kann dir den richtigen Ausweg zeigen. Und so dreht sich alles im Kreis. Das Ich ist also unfähig unumstößliche Prinzipien für Leben und Handeln aus sich herauszuarbeiten. An sich ist es dunkel und leer. Wollte man alle äußeren Eindrücke, die der Gegenwart und Vergangenheit,

alle Zukunftsvorstellungen und Phantasiegebilde, alle Empfindungen, Gefühle und Erlebnisse überhaupt gewaltsam von sich abschütteln, um sich in das reine Ich zu versenken und ihm auf den Grund zu gehen, so stieße man bald auf ein sehr fragwürdiges Wesen, das sich vom reinen Nichts kaum unterschiede. Und bald würde es einem sogar unheimlich dabei zumute werden. Auf diese brüchige Basis läßt sich nichts Dauerhaftes und Zuverlässiges bauen. Das menschliche Ich ist ein Bündel von vielfach blinden Wallungen, und vollständige Freiheit für dieses wäre fatal sowohl für die Gesellschaft als für es selber. Unumschränkte Freiheit für das "Sich-ausleben" der Person, das war aber das letzte Wort der westeuropäischen Geisteskultur, war die letzte Forderung, in der der westeuropäische Personalismus unvermeidlich gipfeln mußte.

Die westeuropäische Kultur hatte kaum ein Gefühl für eine höhere Macht, die, außerhalb des Individuums und der Gesellschaft stehend, sowohl das eine wie das andere mit ihrem Geist durchdringt und sie dadurch mit einander von innen heraus verbindet. Das Gefühl für eine höhere Macht ähnlicher Art bildet den Kernpunkt dessen, was in der Regel Religion genannt wird. Nicht in allen Religionen jedoch tritt dieses Gefühl in gleicher Weise hervor; nicht alle Religionen dachten sich die höhere Macht als ein das Individuum wie die Gesamtheit in gleicher Weise durchdringendes Wesen. Die Religionen der klassischen Antike neigten dazu das Wirken einer göttlichen Macht vornehmlich in der unbelebten und unbewußten Natur zu sehen, die neueren Religionen sahen es vornehmlich in der menschlichen Seele.

Das Christentum ist eine Religion der Seele. Inwiefern hier die Göttlichkeit sich in der äußern Natur offenbart, ist mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln. In der Gesellschaft offenbart sie sich schon ganz gewiß nicht. Das Christentum zeigt nicht das geringste Interesse für das gesellschaftliche Leben, ja für die Lebenspraxis überhaupt. Es will ja von dieser Welt nichts wissen. Eine andere hat es im Auge. Die bekannten Übertreibungen und Paradoxe der Evangelien sind gewiß nicht buchstäblich gemeint, sollen aber die Inkongruenz zwischen dieser und der andern Welt deutlich hervortreten lassen. In dieser Welt liebt man nicht den Feind, wehrt man sich gegen Angriffe, rächt man sich für Mißhandlungen, in der andern Welt liebt man den Feind, widersteht man nicht dem Bösen, erbieht man sich selber für weiteres Mißhandeltwerden. Will man das Christentum als eine Religion der Lebenspraxis betrachten, so hat keine Religion der Welt so wenig auf Gesinnung und Charakter ihrer Bekenner eingewirkt. Aber es ist eben keine Religion der Praxis. Es ist eine Religion der Seele, und zwar der rein individuellen Seele mit ihren besonderen Schicksalen, Erlebnissen und Sehnsüchten. Noch weniger als das Christentum hat der Buddhismus für die Lebenspraxis Bedeutung. Das Christentum will doch jedenfalls leben, wenn auch in irgendeiner andern Welt. Der Buddhismus will es in keiner. Für ihn ist jedes Lebenwollen an sich schon eine Sünde. Braucht noch gesagt zu werden, daß das gesellschaftliche Leben von ihm nichts zu erwarten hat? Der Islam ist geistig zu unselbständig, um richtunggebend und wegweisend werden zu können. Das Judentum endlich hat im Verlauf seiner Entwicklung diese 3 Prinzipien herausgearbeitet: 1. Religion ist eine Angelegenheit nicht nur der Seele sondern auch der täglichen Lebenspraxis in all ihren Einzelheiten und all ihren Beziehungen sowohl zum Individuum wie zur Gesamtheit. 2. Die Gesamtheit ist der Ort für die Offenbarung des gött-

lichen Willens. 3. Demokratie bedeutet nicht Ellenbogenfreiheit für selbstsüchtige Interessen von Einzelpersonen oder Gruppen solcher, wo die große Zahl oder materielle Machtmittel entscheidend sind, sondern Freiheit für den einzelnen an einer bestimmten Kultur teilzunehmen, in der ein bestimmtes moralisches Ziel entscheidend ist.

Hier liegt die Richtung für eine zukünftige Religion, die kommen wird, wenn der Lebensinstinkt der abendländischen Menschen Kraft genug aufreiben wird das Chaos zu überwinden, in das sie durch ihre äußere Kombination Personalismus-Kollektivismus gestürzt wurden. Allerdings nur die Richtung. Form und Inhalt werden anders ausfallen.

ERNST KÁLLAI · DIE WOHNUNG

NIRGENDS sind die sozialen Verknüpfungen der Kunst so zwingend und kompliziert zugleich wie bei der Gestaltung von Wohnräumen. Eine Malerei oder Plastik kann sich von dem realgesellschaftlichen Leben ihrer Zeit tragen lassen, sich gegen dieses Leben auflehnen oder ihr Heil in romantischen Abschweifungen suchen. Auf jeden Fall ist sie dem Zwang des körperlichen und funktionellen Verflochtenseins mit der tagtäglichen Lebenspraxis enthoben. Ihr Zweck ist idealer, nicht utilitarer Art. Sie vermag sich freier, selbstumrissener und vor allem distanzierter zu bewegen als die Gestaltung eines Wohnraums, bei der Nützlich und Geistiges, Zweckbestimmtes und Schmückendes zusammengehen. Selbst die Außenarchitektur vermag sich eher über das zweckmäßig Vielfältige ihrer Räumlichkeit hinwegzuhelfen. Schließlich kann der Grundriß dem Hang zum Fassadenpathos und zur dekorativen Außengliederung nicht unüberwindliche Hindernisse bereiten. Zu einer praktischen Auseinandersetzung mit der Fassade kommt es eigentlich nur im löblichen Gewerbe der Fassadenkletterer oder in den Filmgrotesken. Dagegen sind in der Wohnung brauchbare Stühle, Tische, Betten und Schränke nötig, Gegenstände, deren man sich täglich und stündlich, "in allen Lebenslagen" bedienen muß. Dazu kommen die über eine gewisse Grenze hinaus nicht zu umgehenden Bedürfnisse an Tageslicht und künstlicher Beleuchtung, an Wasser- und Luftzuführung usw.: eine ganze Schar von zweckmäßigen Dingen, die zur physischen Grundlage des Lebens gehören.

Dieses Leben, durch den Menschen verkörpert, ist äußerst beweglich, in seinen Ansprüchen vielfältig. Die Wohnräume müssen nun ihre an sich starren Objekte so gestalten und anbringen, daß keine Reibung zwischen der Organik und Dynamik körperlich-menschlicher Lebensfunktionen und der Konstruktion und Statik von Möbeln und sonstigen Gebrauchsgegenständen entsteht. Diese körperlichen Lebensfunktionen des Menschen aber, die nach der Innenarchitektur als einem System von gegenständlichen Stützpunkten verlangen, sind heute durch seine soziale Klassenlage bestimmt. Das Maß der Ansprüche, die an Bequemlichkeit, Hygiene, Raummenge und Komfort gestellt werden, ist der unmittelbarste, eindeutigste Ausdruck der sozialen Kategorie, zu der ein Mensch oder eine Familie gehört. Großstädtischer Handels- oder Finanzbourgeois und feudaler oder industrieller Herrmann, kleinbürgerlicher Angestellter oder Handwerker, Proletarier und Bauer, Spießbürger und Bohemien: die verschiedensten sozialen Kategorien geben sich in dem Komfort- und Differenzierungsgrad des praktisch

Wohnlichen ihrer Innenräume und Einrichtungen zu erkennen. Da der Mensch mit den Objekten seiner Wohnung ständig praktisch zu schaffen hat, müssen sie adäquate Stützpunkte seines Wesens sein. Sonst müßte er ja seine Wohnung über kurz oder lang als eine Art von Folterkammer der Tücken und Gehässigkeiten der Objekte empfinden. Man kann ein schlechtes Bild an der Wand allenfalls noch ertragen, aber man kann nicht Räume um sich haben, in denen es sich nicht sitzen, arbeiten, bewegen und ruhen läßt wie es einem paßt. Dauernd auf Kriegsfuß mit seinen Räumen und Möbeln zu leben ist unmöglich, führt zur Tragödie oder Burleske, zum Biegen oder Brechen, wenn nicht der Wohnung, so des Menschen. In der besondern Art des praktisch Wohnlichen einer Inneneinrichtung setzt sich also mit unbedingter Notwendigkeit das täglich aktuellste, beharrlichste und realste Ich des Wohnenden durch. Anzahl und Größe der Räume bringen seinen Drang und seine Fähigkeit zur Expansion zum Ausdruck. Die Kompliziertheit seiner Wohnansprüche führt zur weitgehenden Differenzierung der Räume nach ihren Zwecken. Wir haben hier ganz unverhüllte Äußerungen des Triebes vor uns, der den Menschen dazu bewegt aus sich selbst heraus in das real Räumliche vorzudringen und in den Objekten der Wohnung gleichsam Standbilder, Mitträger seiner um sich greifenden Existenz zu setzen. Und da sich jeder so breit macht wie er nur kann, und jeder sich nur so weit einschränkt wie er dazu notgedrungen gezwungen ist, sind die Wohnungen eigentlich unmittelbare Zeugnisse der Energie und der Erfolge ihrer Besitzer im Kampf ums Dasein. Die Wohnungsfrage ist eine Privateigentumsfrage, und das Heim ist nicht allein für den Engländer eine Burg, wo man sich vor der übrigen Welt abschließt und seine Privatissima hochzchtet.

So weit, so gut, gewissermaßen "stilvoll". Um aber dieser Züchtung die eigentliche persönliche Note und ihre letzte Weihe zu geben, wird das rein Zweckmäßige in Raum und Gegenstand ästhetisch verkleidet. Es wird zu einer Art idealistischer oder schmuckhafter Akkumulation schöner Materialien, Formen und Farben getrieben. Der egozentrische Nützlichkeitsinn der Wohnung, ihre Rolle als brutale Machtposition im Kampf um Soll und Haben werden zu einem Kult des Stimmungsvollen und Aparten verklärt. Alle Künste der Innendekoration werden aufgeboten, um aus der Wohnung eine blühende Privatoase im Wüstenland feindlicher Realitäten hervorzuzaubern, in dem man sich außerhalb des Heims herumschlagen muß. Diese Wohntendenz entspricht durchaus dem individualistischen Wesen der bürgerlichen Gesellschaft. Je weniger Harmonie und seelische Erfüllung diese Gesellschaft bot, um so größer wurde die Bedeutung der Privatbehäusung. Es sind nicht allein und nicht immer primitive Eigentums- oder Prunktriebe, die zur möglichst differenzierten und reichen Ausstattung der Wohnung führen. Der Wunsch nach einer möglichst dichten Selbsteinkapselung in ein "Eigenheim" läßt sich auch aus mehr geistigen Gesinnungsgründen des Individualismus erklären.

Freilich steht der Heimkult des bürgerlichen Individualismus in scharfem Gegensatz nicht allein zu der aufstrebenden Macht der sozialistischen Produktions- und Gesinnungsgemeinschaft sondern auch zu der durch die moderne Technik bedingten geistigen Beweglichkeit unserer Zeit. Nicht nur die gespreizte Aufmachung wirkt heute sinnlos; auch das sentimentale Unterschlüpfen in weiche Gemütswinkel, auch die überempfindliche dünkelfhaft

„vornehme“ splendid isolation ist hoffnungslos unzeitgemäß geworden. Natürlich brauchen wir Stätten des Zurückgezogenenseins vor der Öffentlichkeit. Doch jede Privatwohnung beengt uns, die in diese Zurückgezogenheit einen möglichst bunten Ersatz der ganzen übrigen Welt hinüberretten, uns mit Bildern, Plastiken und kunstgewerblichen Erzeugnissen sättigen will. Wir empfinden dieses dauernde Gegenüber von mehr oder weniger aufdringlich liebenswürdigen und geschmackvollen Objekten als lästige Bindung an eine Kleinwelt, der Tempo und Beziehungsweite unseres Lebens längst ent wachsen sind. Wir bejahen die Vielheit und Grenzenlosigkeit des Natur- und Menschenreichs, wir begeistern uns an der Organisations- und Gestaltungskraft, mit der diese unübersehbar weite Welt zu einem einzigen System durchlaufender Kommunikationen stofflicher und geistiger Art verarbeitet wird. Elektrisches Licht, Telephon, Radio und heute oder morgen der Fernseher schalten unsere kleinste, verschwiegenste Wohnzelle in dieses Netz ein. Was kann da eine Heimkunst noch vieles zu sagen haben? Was sollen uns die überflüssigen Anstrengungen der Kunstgewerbler und Handwerker bieten, wo unser Bewußtsein von der ständig neuen Phantastik, Tiefe und Schönheit des natürlichen und sozialen Lebens überflutet wird? Welche Rolle kann man der Wohnung inmitten dieser Weltenflut von erkennenswerten und erlebenswerten Dingen vernünftigerweise noch zugestehen, wenn nicht lediglich die: eine möglichst neutrale Pause, eine Art Zäsur zu sein und weiter nichts? Jedenfalls muß die Wohnung als Sinnes- und Erlebnisobjekt weit hinter der Bedeutung zu stehen kommen, die wir den Erscheinungen außerhalb ihrer 4 Wände beimessen. Sie muß die Rolle einer Organisation elementarer Bedürfnisse spielen, die um so besser ist, je weniger aufdringlich sie ihre Dienste versieht. Man lebt doch nicht, um zu wohnen, sondern man wohnt, wie man ißt und schläft, um höherer Lebensziele willen.

Weil aber das Wohnen eine für alle Menschen gleicherweise elementare Lebensvoraussetzung ist, wie das Atmen etwa, ist es künstlicher Eingriff in die natürliche Lebensordnung, wenn als Folge der Klassengliederung eine Wohnungsreihe dasteht, die von Elendshöhlen bis zu Palästen reicht. Es widerspricht dem Gedanken des sozialen Ausgleichs, der zugleich der natürliche Gedanke ist, und der Wiedereinführung des Menschen in eine harmonische Gemeinschaft des Lebens, daß Wohnungen Hochburgen des individualistischen Sieges über Kollektivinteressen sein sollen oder Abfallstätten, wo die Opfer dieses Sieges ihr menschenunwürdiges Dasein fristen. Will man die feindliche Spannung zwischen Persönlichkeit und Gesellschaft aufgehoben sehen, so darf die Wohnung der Gemeinschaft gegenüber nur als elementare Lebenszelle gelten. Ihre Gestaltung ist demnach weder zu vernachlässigen noch überzubetonen. Sie muß das Gepräge von Dingen tragen, die jedem einzelnen und also allen zukommen, nicht aber nur dem oder jenem gehören können. Ebenso wichtig ist es der Wohnung den Charakter einer starren formalen Isolierung zwischen Mensch und Natur zu nehmen. Sie hat den nötigen Schutz zu gewähren, doch sie soll in ihren Formen nicht zum Selbstzweck werden. Die Wohnungsgestaltung leidet heute an einer künstlerischen Übersättigung, an einer ästhetischen Hypertrophie. Sie ist ein krasser Widerspruch zur Entwicklung des modernen Lebensgefühls, das nach einer möglichst ungehemmten körperlichen und geistigen Korrespondenz mit allen Weiten des Raumes und der Formen, nach Bewegungsfreiheit, Luft und Licht im wörtlichen und übertragenen Sinn drängt. Soziale wie

weltanschauliche Forderungen richten sich also auf eine sachlich-neutrale Organisierung der Wohnung als elementarer Lebenszelle. Und diese Organisation ist nur auf dem Weg der Typisierung und Industrialisierung zu erreichen. Keineswegs mit einer Baukunst im alten Sinn des Worts und noch viel weniger mit kunstgewerblichen Mitteln.

In dem Maß, wie Familientradition und Familienerbgut mit dem Zerfall der bürgerlichen Lebensordnung ihre Rollen allmählich ausspielen, verblaßt die schicksalshafte Bedeutung des Heims, sinkt der Gefühlswert der Dinge, die wir zum Wohnen brauchen. Der ehrfurchtsvolle, andächtige Kult etlicher Stuben und Möbelstücke, nur weil sie auch unseren Vorfahren und in unsere Kindheit gehörten, mutet heute fast so merkwürdig an, als wollte man aus seinem Körper ein Museum für die hinterlassenen Hemden der Großeltern machen. Wäsche und Kleidung sind für unser körperliches und geistiges Wohlbefinden zumindest ebenso wichtig wie unsere Wohnung. Während es aber gelang jene von dem Ballast aufgebauschter Formen zu befreien, vermög die Innenarchitektur noch immer nicht auf kunstgewerbliche Wucherungen zu verzichten, trotz Stijl, Bauhaus und den Konstruktivisten. Sie klammert sich an das Handwerk, versucht eine möglichst tiefe Erschließung und organische Fortführung feudaler und bürgerlicher Traditionen, ohne die notwendige Minderwertigkeit solcher Nachempfindungen gerade den einstigen Originalen gegenüber einzusehen.

Selbst eingefleischter künstlerischer Konservatismus muß sich mit den Tatsachen moderner Wohnungstechnik und Wohnungspraktik auseinandersetzen, ganz abgesehen noch von der sozialen und geistigen Atmosphäre unserer Zeit, deren unruhige zugespitzte Beweglichkeit sich selbst der starrsten traditionalistischen Beharrungskraft mitteilt. Es gibt ja denn auch Beispiele genug, daß alten gefestigten Stilbeständen diese moderne Unruhe eingepflegt wurde. Und man muß zugeben, daß durch diese Kombination manch interessantes Wohnungskunstwerk entsteht. Besonders dort, wo dem meist sehr ausgeprägten Luxustrieb solcher Kunstwerke kein Sparsamkeitsgebot im Weg steht. Es gibt modernisiert traditionelle Wohnungen, die stilistisch durchaus Beachtenswertes darstellen. Innenräume, die das private Abgeschlossensein vor der mechanisierten aktivistischen Betriebsamkeit des modernen Forums so weit entwickeln, daß ihre Romantik der 4 Wände fast vollendete Illusionen zu erwecken vermag. Ihr museales Antlitz zeigt eine gewisse kokette Lebendigkeit und Helle. Eine modische Nuance, dem modernen bourgeoisen Geschmack entsprechend, der mit den überempfindsamen und komplizierten Nerven des Jahrmarkttreibens unserer Zeit auf der Stilklaviatur aller Epochen und Länder zu spielen vermag. Dieser bourgeois Geschmacks hält die Überlieferung schon deshalb in hohen Ehren, weil aus dem Kult der mit Recht oder Unrecht zitierten Ahnen zur Verklärung der späten, aber so ganz anders gearteten Nachkommen eine Art Kulturlegitimität erstet. Aus dem trotz aller Ahnenverehrung wachen Bewußtsein dieses historischen Zeit- und Charakterunterschieds schöpft der Traditionalismus den modernen Beigeschmack, den oft dreist spielerischen Stilisierungstrieb, mit dem der Bourgeois seine Entfernung und seine verhältnismäßige Unabhängigkeit von der Vergangenheit zu fühlen gibt. Die Möglichkeiten der modischen "Stil"schöpfung sind im Vergleich zur Vergangenheit zwar sehr flach, doch gleichzeitig auch sehr weit und zahlreich geworden.

Und das Bewußtsein dieser rein extensiven Möglichkeiten genügt, um dem modernen bourgeoisen Geschmack im Behandeln der Traditionen selbst dann eine scheinbare Überlegenheit zu verleihen, wenn er der Vergangenheit geradezu schwärmerisch ergeben ist. So demonstrativ diese Ergebenheit mitunter auch sein mag, ihre Haltung verrät doch die Instinkte des *L'art pour l'art*, dem jede Form gelegen ist. Insofern gibt die Modernisierung den Stilen aus feudaler und bürgerlicher Vergangenheit ein mehr zwangloses, allerdings auch gesinnungsloses Gepräge. Die Formen verlieren ihre edle Haltung. Aktive Lebensgesamtheit, soziales Ethos, deren Symbole sie einst gewesen, sind verschwunden. Mangels dieser Einheit von Nützlichem, Idealem und Schönerem aber wird der Kult um die Tradition zu bloßer Liebhaberei, im besten Fall zum distinguierten geistigen Sport, der jedoch nur allzu leicht dem Präziösen und Extravaganten verfällt.

Doch die Lage der modernen Wohngestaltung ist auch ohne expressionistisches Talmi und ohne Entgleisungen des Exotenzaubers problematisch, solange sie nicht jeder individualistischen Verkapselung und Verschnörkelung zu entsagen und den Verführungen des Kunstgewerbes zu widerstehen vermag. Kein Pathos, keine Pracht, keine Idylle des Eigenheims kommt gegen die notwendige Industrialisierung und damit Kollektivisierung des Wohnwesens auf. Nur diese können zu solch zwingenden Formulierungen unseres Zeitstils vordringen, wie sie in den Objekten der modernen Verkehrs- und Hoteltechnik bereits erreicht sind.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

Internationale Zusammenarbeit Im Jahr 1919 bildete sich unter den Auspizien des Völkerbunds in Genf eine Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit. Sie setzte sich die Aufgabe den Gedanken der internationalen Solidarität auf den Gebieten der Kunst und Literatur, der Wissenschaften, des Rechts, der Erziehung vor allem in den dem Völkerbund angeschlossenen Ländern zu fördern, darüber hinaus aber auch im Sinn der Wiederherstellung geistiger Beziehungen zwischen den früheren Kriegsgegnern zu wirken und so eine den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben des Völkerbundes parallel laufende kulturelle Tätigkeit zu entfalten. Unter den 12 Mitgliedern, die der Kommission von Anfang an angehörten, befanden sich neben Vertretern der dem Völkerbund angehörenden Staaten auch solche von den Vereinigten Staaten von Amerika (der Astronom Hale) und von Deutschland (Albert Einstein). Frankreich war in der Kommission vertreten durch Marie Curie und Henri Bergson, der zugleich ihr Vorsitzender war, Eng-

land durch Gilbert Murray /Oxford/, Italien durch Francesco Ruffini /Turin/. Ruffini und Bergson schieden kürzlich aus und wurden durch Alfredo Rocco /Rom/ und Paul Painlevé /Paris/ ersetzt. Der letztgenannte erhielt damit auch den Vorsitz, den er aber bereits im Januar niederlegte; an seine Stelle trat auf seinen Vorschlag das holländische Mitglied Hendrik Antoon Lorentz /Leiden/. In Zukunft soll der Vorsitz in gewissen Abständen der Reihe nach jedem in der Kommission vertretenen Land zufallen. Damit soll dargetan werden, daß die Leitung der Kommission unabhängig von etwaigen Bestrebungen zu einseitig nationaler Einflußnahme auf ihre Arbeit ist. Die Aufgaben, vor die sich die Kommission bisher gestellt sah, sind ihrer Natur nach so mannigfaltig und umfangreich, daß sich die Begründung einer Reihe von Unterkommissionen als notwendig erwies, die ihrerseits wiederum mit einem über die ganze Erde verzweigten Stab von mitarbeitenden Persönlichkeiten, Ausschüssen und Amtsstellen arbeiten mußten und mittlerweile die Form ständiger Sektionen des Völkerbundsamts für geistige Zusammenarbeit angenommen haben. Die wichtigsten dieser Sek-

tionen sind: die Allgemeine Abteilung, geleitet von A. E. Zimmern /Oxford/, die Universitätsabteilung, geleitet von Halecki /Warschau/, die Abteilung für wissenschaftliche Zusammenarbeit, geleitet von Gerhard von Schulze-Gaevernitz /Freiburg/. Weitere Abteilungen sind: die von Prezzolini /Florenz/ geleitete Abteilung für Information, die von Duperrioux /Brüssel/ geleitete Abteilung für künstlerische Kooperation, die Abteilung für literarische Zusammenarbeit, die sich, zusammen mit der Abteilung für Kunst, augenblicklich mit einem Bericht über die Organisation eines Internationalen Amts für Museen, mit der Aufstellung eines Verzeichnisses sämtlicher übersetzter Werke der Weltliteratur und der Schaffung eines Jahrbuchs für das internationale künstlerische Leben befaßt. Endlich ist die unter der Leitung von José de Villalonga /Madrid/ stehende Juristische Sektion zu nennen, die vor allem die Schaffung von internationalen Verträgen zum Schutz des geistigen Eigentums an wissenschaftlichen Entdeckungen, etwa nach Art der Berner Konvention zum Schutz des literarischen Eigentums, anstrebt.

Von der Größe und Wichtigkeit des Gesamtgebiets, auf das sich die Initiative der Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit erstreckt, geben die Gegenstände ein Bild, mit denen sich die Kommission in ihrer letzten Sitzung in Paris im Januar dieses Jahres befaßt hat. Man erörterte da einen Antrag der italienischen Regierung ein internationales Institut in Rom zu schaffen, das der Vereinheitlichung des Privatrechts dienen soll. Sodann wurde die Frage geprüft, ob die Konstituierung eines Ausschusses zweckmäßig sei, der eine zusammenfassende Darstellung der für die Ausbreitung des Völkerbundgedankens in der Jugend zur Verfügung stehenden öffentlichen und privaten Mittel zu geben hätte. Ein anderer wichtiger Punkt der Tagesordnung war die Regelung des Urheber- und Übersetzungsrechts.

Bekanntlich hat sich die französische Regierung erboten dem Völkerbund für die weitere Arbeit des Völkerbundamts für geistige Zusammenarbeit aus französischen Staatsmitteln ein Institut in Paris zur Verfügung zu stellen. Es ist an diesem Anerbieten Kritik geübt worden. Die Kritiker ließen dabei außer acht, daß die Natur der Aufgaben, die sich die Kommission gesetzt hat, einfach ein ständiges räumliches Zentrum mit dem erforderlichen Stab von technischem Personal und allen sonstigen materiel-

len und organisatorischen Hilfsmitteln, die wirksame und kontinuierliche Arbeit ermöglichen, erfordert, und daß man es der französischen Regierung nur zur Ehre anrechnen muß, wenn sie als erste unter den in Frage kommenden Völkerbundmächten die Mittel bereitstellte, die unumgänglich waren, wenn die Völkerbundkommission überhaupt einmal aus dem Stadium der Vorarbeiten in das der praktischen Ausführung ihrer organisatorischen Pläne kommen wollte. So hat denn das Völkerbundsammt für geistige Zusammenarbeit seit dem 16. Januar seinen ständigen Sitz in einem von Jules Luchaire geleiteten Institut in Paris, das aus den von der französischen Volksvertretung hierzu bewilligten Mitteln für den neuen Zweck hergerichtet worden ist. An jenem Tag wurde das Institut durch den französischen Unterrichtsminister Deladier in Anwesenheit des Generalsekretärs beim Völkerbund, Sir Erik Drummond, des Präsidenten und des Staatsministeriums Frankreichs, des Pariser diplomatischen Korps und zahlreicher Vertreter gelehrter und literarischer Gesellschaften dem Völkerbund übergeben.

Das neue Institut, dessen Statut von der oben genannten Kommission ausgearbeitet worden ist, und dessen Direktor, Abteilungschef und Assistenten die selben diplomatischen Vorrechte genießen sollen wie die Beamten des Völkerbundssekretariats, umfaßt 7 Sektionen und soll nunmehr als Organ des Völkerbundes planmäßig und in Verbindung mit den nationalen Komitees und Amtsstellen an den oben charakterisierten Aufgaben arbeiten. Zu den Plänen, die es verwirklichen soll, ist neuerdings auch der der Errichtung einer internationalen Universität getreten. Die Zukunft wird erweisen, inwieweit es dem neuen Völkerbundsammt gelingt sich als ein von allen politischen Bindungen losgelöster Organismus zu behaupten.

Frankreich und Deutschland Im Zusammenhang mit den immer stärker hervortretenden Tendenzen zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenfassung Europas verdienen auch diejenigen symptomatischen Ereignisse besondere Beachtung, die mit dem Ziel der geistigen Fühlungnahme zwischen Deutschland und Frankreich im besondern zusammenhängen. Einige solcher Symptome mögen daher auch diesmal wieder genannt werden.

Zum erstenmal seit 1914 hat sich an der Pariser Sorbonne wieder ein deutscher

Student eingetragen. Am gleichen Tag, da dem Völkerbund das Pariser Institut für geistige Zusammenarbeit übergeben wurde, sprach in der Sorbonne in Anwesenheit des Rektors und des Dekans der Philosophischen Fakultät Alfred Kerr über das deutsche Theater der Gegenwart. Der Vortrag, der wesentlich auf Anregungen und vermittelnde Bemühungen Firmin Gémiers, des Leiters des Pariser Odéontheaters, und Joseph Chapiro zurückgeht, wurde durch Henri Lichtenberger eingeleitet. Kurz darauf sprach Kerr auch, in anderen Räumen, über das Theater im Dienst der Völker-versöhnung. Gleichfalls im Januar las Thomas Mann auf Einladung der Europäischen Zentralstelle der Carnegie-stiftung in den Räumen des Instituts aus seinen Werken. Der Dichter, der auch zu der Einweihung des neuen Völkerbundsamts eingeladen worden war, hielt im Anschluß an seine Carnegievorlesung auch Vorträge in der Ecole Normale Supérieure und im Cercle Littéraire International.

Zu bedauerlichen Störungen durch nationalistische Studenten kam es anläßlich eines Vortrags, den Elisabeth Roten, die Vorkämpferin des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung, im Pariser Collège de France hielt. Der Widerstand gegen die Veranstaltung ging von der kleinen, aber lärmend auftretenden Gruppe von Studenten aus, die der Action Française anhängt, ist also für den Geist der französischen Studentenschaft nicht symptomatisch.

Über das Thema Das andere Frankreich, das andere Deutschland sprach der Führer des Internationalen Jugendlagers in Chevreuse, Demarquette, in Hamburg, Lübeck und anderen deutschen Städten. Die Versammlungen gestalteten sich zu Kundgebungen für deutsch-französische Verständigung.

Das Interesse für klassische und gute neueste französische Literatur ist in Deutschland augenblicklich in mächtigem Aufschwung begriffen. Das deutsche Verlagswesen kommt ihm dankenswert entgegen und fördert es durch muster-gültige Übersetzungen und sachverständige Einführungen. Es seien nur einige der in Betracht kommenden bibliographischen Daten herausgegriffen.

Unter den deutschen Neuausgaben französischer Klassiker sind vor allem zu nennen: die hier bereits ausführlich gewürdigten, vom Verlag Kurt Wolff in München veranstalteten Gesamtausgaben der Werke Zolas und Maupassants, die

Balzacausgaben des Verlags Ernst Rowohlt in Berlin und des Inselverlags in Leipzig, die besonders wertvolle Gesamtausgabe der Werke Prosper Mérimées im Verlag Buchenau & Reichert in München, die Übersetzungen der Romane und Novellen Charles Louis Philippes im Verlag Kurt Wolff und im Inselverlag, die deutschen Ausgaben nahezu sämtlicher Werke Anatole Frances in den Verlagsanstalten Georg Müller, R. Piper, Kurt Wolff und im Musarionverlag in München. Hinzu treten viele Einzelausgaben aus dem literarischen Gesamtwerk Victor Hugos, vor allem die bei Ernst Reiß in Berlin, Chateaubriands im Rikolaverlag in Wien, Stendhals bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam, auch im Propyläenverlag und in der Inselbücherei, Rimbauds Erleuchtungen im Wolkenwandererverlag in Leipzig. Weiter sind zahlreiche Übersetzungen moderner und modernster Schriftsteller des zeitgenössischen Frankreichs zu nennen; aus dem Kreis der Nouvelle Revue Française Jaques Rivières Studien /Potsdam, Gustav Kiepenheuer/, Jules Romains' Lucienne /Berlin, Propyläenverlag/ und sein wundervoller Filmroman Donogoo Tonka oder Die Wunder der Wissenschaft (deutsch von D. Mitzky /München, Verlag des Neuen Merkurs/). Sodann sind die deutschen Ausgaben der Romane und Novellen Francis Carcos bei Gustav Kiepenheuer (Jésus la Caille) und im Verlag Die Schmiede (Der Gehetzte und An Straßenecken) zu nennen. Ferner Otto Flakes deutsche Ausgabe der Porträts von André Suarès /München, Dreimaskenverlag/ und Erwin Riegers gemeinsam mit Stefan Zweig veröffentlichte Übersetzung von Suarès Cresida /Wien, E. P. Tal & Co./, Georges Duhamels Mitternächliche Beichte /Berlin, Newaverlag/ und Licht, deutsch von Erwin Rieger /Wien, E. P. Tal & Co./, die Romane P. Benoits und Victor Marguérites bei Kurt Ehrlich in Berlin. Natürlich dürfen in diesem Zusammenhang auch nicht die in der Europäischen Bücherei des Verlags Max Rascher in Zürich veröffentlichten deutschen Ausgaben der Briefe eines Soldaten, des Lebens der Märtyrer von Georges Duhamel und des Feuers von Henri Barbusse vergessen werden, denen schließlich noch die deutschen Ausgaben der Romane Magdeleine Marx' Weib und Du /Basel, Rheinverlag/ hinzugefügt sein sollen.

Zu denjenigen neueren französischen Dichtern, deren Werke soeben erst beginnen in der Form der deutschen Übersetzung weiteren Kreisen des deutschen

Publikums bekannt zu werden, gehört Marcel Proust, der im Jahr 1922 im Alter von 52 Jahren starb. Einen zusammenfassenden Überblick über das Leben und Werk dieses Dichters hat neuerdings Léon Pierre-Quint in einem im Verlag Sagittaire in Paris veröffentlichten Buch gegeben. Von Prousts 13bändigem Hauptwerk *A la recherche du temps perdu* sind vorläufig 2 Bände Der Weg zu Swann erschienen /Berlin, Verlag Die Schmiede/. Das Jugendwerk des Dichters *Les plaisirs et les jours* hat kürzlich der Propyläenverlag in Berlin unter dem Titel *Tage der Freude* herausgebracht. Die Hauptstärke Prousts liegt in der feinen Zergliederung der Sineisindrücke, in der Art, wie er den empfindlichsten Reaktionen der Empfindungen nachspürt und ihnen Form gibt. Gerade darum ist auch Proust für eine gewisse seelische Strömung, die im modernen Frankreich noch immer eine starke Realität bildet, wenn man sie auch oft zu Unrecht gerade in Deutschland verallgemeinert hat, repräsentativ. Neben diesen Büchern, in denen die französischen Autoren selbst zum deutschen Publikum sprechen, ist die moderne deutsche Literatur reich an Werken, die in die literarischen und künstlerischen Strömungen im heutigen Frankreich oder in das Werk einzelner französischer Dichter einführen. Es seien hier Otto Grautoffs Buch *Die Maske und das Gesicht Frankreichs* /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/, Karl Nötzels Studie *Der französische und der deutsche Geist* /Jena, Eugen Diederichs/, Ernst Robert Curtius' grundlegendes Werk *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreichs* (Gide, Rolland, Claudel, Suarès, Péguy, Barbusse) /Potsdam, Gustav Kiepenheuer/, sowie seine Studien über Barrès und über Balzac /Bonn, Friedrich Cohen/ erwähnt. Auch des Deutschösterreichers Erwin Rieger sehr sympathische Studiensammlung *Frankreich und wir* /Leipzig, Der Neue Geist-Verlag/ darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben.

Ambroise Got schrieb kürzlich in einer vom Excelsior veröffentlichten Studie über die Verbreitung französischer Bücher in Deutschland: »Deutschland bemüht sich ernsthaft darum die berühmtesten französischen Schriftsteller kennenzulernen und die originellsten Geister unserer Literatur zu entdecken. Der deutsche Gesichtskreis ist beschränkt, wenn es sich um die äußere Politik handelt; er dehnt sich weit aus, wenn es gilt die geistige Produktion der Welt in

sich aufzunehmen ... Mit Ausnahme Shakespeares hat kein fremder Dichter in Deutschland solche Bewunderung gefunden wie Molière, Balzac, Gobineau, wie, in der neuesten Zeit, Romain Rolland.«

Andrerseits hat Otto Grautoff im Berliner Tageblatt vom 9. Januar 1926, in einem Aufsatz Nach dem Locarnovertrag, mit Recht darauf hingewiesen, daß, so gründliche Arbeit die Deutschen auch für die Kenntnis des literarischen und künstlerischen Frankreichs geleistet haben, sich doch immer wieder zeigt, daß sie sich dabei im wesentlichen auf das ästhetische Frankreich beschränken, während es natürlich auf die Erfassung des ganzen Frankreichs, also auch auf das Verständnis seiner wirtschaftlichen und politischen Struktur ankommt, wenn wirklich in vollem Ernst ein Verstehen Frankreichs und eine Verständigung mit ihm erzielt werden soll. Natürlich haben, meint Grautoff, Bücher wie die von Curtius, Platz, Klemperer, Meier-Graefe grundlegende Bedeutung für das Verständnis Frankreichs. Rainer Maria Rilkes meisterhafte Übertragungen der Gedichte Paul Valérys fördern die Erkenntnis der französischen Psyche. Aber »es gibt kein [deutsches] Werk, keine fortlaufenden Publikationen, aus denen die Allgemeinheit sich über Frankreichs Wirtschaft unterrichten kann. Es gibt keine Landeskunde Frankreichs, die die geopolitische, rassenmäßige, religionsgeschichtliche Entwicklung behandelt, kein Buch, in dem die föderalistischen Strömungen in der Bretagne, in der Provence, in der Normandie, in den flämischen Grenzbezirken dargestellt sind. Es gibt kein Buch, aus dem die Geschichte der deutschen Kolonien, Einfluß und Bedeutung des Deutschtums in Frankreich zu entnehmen sind; ja es gibt nicht einmal ein Handbuch, in dem klar und übersichtlich die Verfassung, Aufbau des Parlaments, Wahlsystem, Organisation des niedern und höhern Schulwesens und dergleichen mehr aufgereiht sind. Das alles ist notwendig, muß geschaffen werden, wenn man ernstlich gewillt ist das Nachbarland zu verstehen, sich zu verständigen. Dagegen gibt es eine französische Literatur über die politische und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands, über die deutsche Verfassung, das Deutschtum in Frankreich und die französischen Kolonien in Deutschland.« Und nachdem er die Forderung gestellt hat 2 Institute zu begründen: ein Frankreichinstitut in Berlin und ein Deutschland-

institut in Paris, die sich nach dem Vorbild des Berliner Amerikainstituts die allseitige gegenseitige Erforschung der beiden Länder zum Programm machen sollten, schließt Grautoff seine sehr beachtenswerten Darlegungen mit der Feststellung: »Das Bedürfnis Deutschland kennenzulernen ist in Frankreich außerordentlich groß, intensiver als in Deutschland der Wunsch sich sachlich mit Frankreich zu beschäftigen. Daß die Gegenwart es fordert Materialien zur Erkenntnis der beiden Länder in Paris und Berlin zu sammeln, sollte nach der heutigen politischen Konstellation jedem Einsichtigen klar sein. Das ist wichtiger als weiterhin mit immer den gleichen schillernden Phrasen Ball zu spielen. Die Zeit muß ausgenutzt werden, bevor es wieder einmal zu spät sein sollte.«

Studententum Unter dem Vorsitz des Schweizer Mitglieds der Völkerbundskommission für geistige Zusammenarbeit, de Reynold, und unter Beteiligung zweier Vertreter des neuen Pariser Völkerbundsinstituts für geistige Zusammenarbeit fand Anfang April in Genf eine Tagung statt, die dem Zweck einer bessern Organisierung *internationaler studentischer Arbeit*, des Studentenaustausches und der Zusammenarbeit der verschiedenen Verbände gewidmet war. An der Tagung beteiligten sich der Internationale Universitätsverband für den Völkerbund, die *Confédération internationale des étudiants*, die Internationale Studentenhilfe, das Internationale Sekretariat der katholischen Studentenvereine, der Weltverband der christlichen Studentenvereine und die Vereinigung jüdischer Studenten. Auch das Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft war mit beratender Stimme dabei. Mitte April fanden in Stuttgart zwischen der Deutschen Studentenschaft und der im Jahr 1919 unter französischer Führung gegründeten *Confédération internationale des étudiants*, der augenblicklich 22 Nationalverbände angehören, Verhandlungen statt, die das Ziel hatten das Verhältnis der Arbeitsgemeinschaft, in dem beide Gruppen seit der Warschauer Tagung vom September 1924 zu einander stehen, genauer festzulegen. Diese Verhandlungen wurden nicht nur erfolglos abgebrochen, sondern sie führten darüber hinaus auch zu einer Kündigung des Warschauer Abkommens, auf dessen Grundlage eine gemeinsame Arbeit bei den internationalen Studententagungen von Kopenhagen im Sommer 1925 und Genf Anfang April dieses Jahres statt-

gefunden hatte. Der Grund für das Scheitern des Zusammenschlusses ist in dem verschiedenen Aufbau der *Confédération internationale des étudiants* angeschlossenen Organisationen und der Organisation Deutsche Studentenschaft zu suchen. Jene sind nationale, in ihrem Heimatstaat offiziell als solche anerkannte Studentenvertretungen auf staatlicher Grundlage. Die Deutsche Studentenschaft, die übrigens zahlenmäßig die stärkste Studentengruppe Europas ist, umfaßt dagegen nicht nur die Studentenschaften des Deutschen Reichs sondern auch solche Gruppen, die zwar politisch durch den Vertrag von Versailles von ihm getrennt sind, sich aber unabhängig von dieser Ordnung auf Grund der Sprachgemeinschaft und des großdeutschen Gedankens als zur Deutschen Studentenschaft gehörig betrachten. Es ist anzunehmen, daß man gleichwohl noch zu einer Einigung kommen wird, da der Wille zur Zusammenarbeit vorhanden ist.

Eine Art *Studentenstadt* für die ausländischen Studenten will der französische Staat zwischen der Porte d'Arcueil und der Porte de Gentilly in Paris errichten lassen. Dort wird der alte Festungsgürtel niedrigerissen, und der Staat gibt den Baugrund an die verschiedenen Staaten, damit sie dort Wohnhäuser für ihre Studenten bauen.

Das Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft berichtete im Nachrichtenblatt der Deutschen Studentenschaft über folgende, im Lauf des letzten Sommers von ihm organisierte und vermittelte Studienfahrten deutscher Studierender ins Ausland und vom Ausland nach Deutschland: Besuch irischer und schottischer Studenten von Edinburgh in Berlin; Deutschlandsreise amerikanischer und ungarischer Studenten; Studienreise von 46 Kölner Akademikern nach den Vereinigten Staaten, um Industriebetriebe und volkswirtschaftliche Einrichtungen kennenzulernen; deutsch-ungarischer Studentenaustausch während der großen Sommerferien; Studienreisen englischer Philologen und Mediziner nach Deutschland; Teilnahme deutscher Studierender an einer Studienreise nach Mittelengland, am Internationalen Studentenlager in Nyborg /Dänemark/, an Ausländerferienkursen in Venedig, in Spanien und Portugal sowie in Cambridge und London. In Cambridge stellten die 82 Deutschen das Hauptkontingent der 242 Teilnehmer. Man sieht hier die vorwiegend angelsächsische Tendenz unseres Akademikertums.

Kurze Chronik Der Deutsche Sprachverein erließ ein *Preisausschreiben* über das folgende Thema: »Die Schäden der deutschen Zeitungssprache, ihre Ursachen und ihre Heilung.« Die Arbeiten sind bis zum 31. Dezember 1926 an die Geschäftsstelle des Deutschen Sprachvereins in Berlin, abzuliefern. Es sind 4 Preise ausgesetzt: 1 zu 2500, 1 zu 1500, 2 zu 500 Mark. \diamond Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit richtete in der Stunde der Unterzeichnung der Locarnoerträge an die Volksbildungsministerien der deutschen Länder die dringende Bitte dafür sorgen zu wollen, daß alle in Frage kommenden Instanzen nochmals auf den Artikel 148 der Reichsverfassung hingewiesen würden, damit endlich an den deutschen Schulen und Universitäten dem Geist der *Völkerverständigung* Rechnung getragen werde. \diamond In Weimar fand am 23. und 24. April eine zwanglose Besprechung von namhaften Hochschulprofessoren statt, die auf dem Standpunkt stehen, daß es eine wichtige Gegenwartsaufgabe der Hochschullehrer ist in den Bereichen der akademischen und öffentlichen Wirksamkeit unbeschadet der besonderen politischen Überzeugungen »auf dem Boden der bestehenden demokratisch-republikanischen Staatsform positiv am Ausbau des deutschen Verfassungslebens und an der Erziehung der heranwachsenden Generation zu staatsbürgerlichem Denken im Dienste der großen deutschen Volksgemeinschaft« mitzuwirken. Es wurde eine *Vereinigung freiheitlicher Akademiker* gegründet, die vor allem auch die Altakademiker sammeln will, um für sie neben jährlichen Zusammenkünften in Verbindung mit Studententagen eine Art von politisch-wissenschaftlichem Klub zu schaffen, der »getreu den Grundsätzen der Weimarer Verfassung die Verwirklichung des sozialen großdeutschen Volksstaates und die Verbreitung moderner Staats- und Gesellschaftsgesinnung unter den Akademikern, insbesondere unter der studentischen Jugend anstrebt«. \diamond Aus einer kleinen, von Beamten des Völkerbundsekretariats und des Internationalen Arbeitsamts in Genf für ihre Kinder begründeten internationalen Schule erwuchs im Juni 1925 die *Ecole Internationale*, deren Leitung Lucien Brunel übertragen wurde. Sie steht Kindern sämtlicher Nationen offen und umfaßt eine Elementar-, eine Primar- und Sekundarabteilung für Knaben und Mädchen; außerdem ist ihr ein Internat für Knaben angegliedert. \diamond Die italienische Regierung hat die Begrün-

dung einer *Italienischen Akademie* nach dem Vorbild der Französischen Akademie beschlossen. Sie soll, mit reichlichen Staatsmitteln ausgestattet, ihren Sitz in dem Palazzo Giustiniani haben. Die beiden ersten Mitglieder sind d'Annunzio und Marconi. \diamond Am 17. Februar wurde auf indirekte Anregung des Königs von England vom englischen Jachtverband der Beschluß aufgehoben, den man im Jahr 1919, also noch nach Beendigung des Krieges, gefaßt hatte: Angehörigen der Mittelmächte erst 10 Jahre nach Friedensschluß wieder die *Teilnahme an englischen Segeljachtwettbewerben* zu gestatten (!). Diese Aufhebung wurde in deutschen Zeitungen mit Befriedigung mitgeteilt. Man denke, wie sich diese Zeitungen ausgelassen hätten, wenn sie hätten berichten können, daß in Frankreich 8 Jahre nach Friedensschluß noch Ausnahmebestimmungen gegen Deutsche bestanden. Aber da es sich um England handelt, geht man über die ungeheuerliche Tatsache hinweg und rühmt noch die Gnade, daß man endlich wieder zugelassen wird. \diamond Am Allerseelentag 1925 wurden auf dem Ehrenfriedhof der *gefallenen deutschen Soldaten* in Köln von dem Oberkommissar der Französischen Republik und dem Generalkommandeur des 33. französischen Armeekorps 2 Kränze niedergelegt. \diamond Die *Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung* in Hamburg, die im Jahr 1901 gegründet worden ist, hat sich die Verteilung guter Bücher zum Zweck gesetzt und ermöglicht ihren Mitgliedern den Erwerb einer ganzen Reihe guter Bücher zu den niedrigsten Preisen. Sie verteilt etwaige Überschüsse in Form von Bücherspenden an bedürftige Bibliotheken. Seit ihrer Entstehung hat sie bereits 1 Million Bücher im Wert von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark verschenkt, eine große Anzahl Volksbibliotheken gegründet und gefördert, gute Bücher an Feuerschiffe, Leuchttürme und Jugendbünde verliehen, Grenz- und Überseedeutsche mit Lektüre versorgt, Krankenhaus- und Gefängnisbüchereien usw. errichtet, auch in Stadt und Land Dichterabende veranstaltet.

Literatur

Der Münchener Soziologe Franz Müller-Lyer hat seine großangelegte Soziologie, die Entwicklungsstufen der Menschheit /München, Albert Langen/, unvollendet hinterlassen. Bei seinem Tod /1917/ waren von dem auf 12 Bände berechneten Gesamtwerk, das in Einzelbänden soziologische Überblicke über die Kulturgebiete der Wirtschaft, der Zuchtwahl,

Erziehung und Vererbung, des Staates, der Sprache, der Wissenschaft, der Religion und Philosophie, der Moral, des Rechts und der Kunst hatte bringen wollen, 6 Einzelbände erschienen, von denen der 6. das Gebiet der Zuchtwahl behandelt hatte. Den 7. Band, der das Gebiet der Erziehung behandeln sollte, hatte Müller-Lyer nahezu bis zur Drucklegung gefördert. Nun hat seine Witwe aus seinem Nachlaß zunächst die Soziologie der Erziehung in überarbeiteter Form veröffentlicht (Die Zähmung der Normen, 2. Teil: Soziologie der Erziehung /München, Albert Langen/). Von diesem Band im besondern ist zu sagen, daß er sich, gleich den früheren, durch große Gelehrsamkeit und klare Gliederung des Stoffs auszeichnet. Die Richtungslinien, die Müller-Lyer herausarbeitet, zeichnen sich gegenüber denjenigen, die Friedrich Paulsen in seinem 1906 bei Teubner veröffentlichten Werkchen für das deutsche Bildungswesen gegeben hatte, dadurch aus, daß sie die deutsche Entwicklung in den allgemeineren soziologischen Rahmen hineinstellen, daß sie die Betrachtung vom Schulwesen auf das Gesamtgebiet der Erziehung einschließlich der familialen erweitern, und daß sie in dem Maß, wie sie sich der Betrachtung der Gegenwart nähern, von einem nicht zu eng gefaßten Kulturideal aus zu den Grundgedanken der Erziehungsreform positive Stellung nehmen. Unter den allgemeinen Entwicklungstendenzen nennt Müller-Lyer vornehmlich die folgenden: 1. die Verbreiterung der Schulbildung, das heißt des Weges, den die Schulbildung von der Ständeschule zur allgemeinen Volksschule und Volksbildung nimmt, 2. die wachsende Differenzierung des Schulwesens, die der immer weiter fortschreitenden Differenzierung der beruflichen Arbeit entspricht, 3. wachsende Verstaatlichung, 4. wachsende Verweltlichung des Schulwesens und Zurücktreten des kirchlich-religiösen Bildungsgedankens hinter dem des "Kulturinternationalismus", 5. Entwicklung des Unterrichts von der Passivität zur Aktivität, 6. Entwicklung der Bildungsform vom Formalismus zum Realismus, 7. Entwicklung der Erziehungsmethoden von der Gewalttätigkeit zur Milde. Als 8. Richtungslinie wird ein allgemeines Fortschreiten der Erziehung vom familial natürlichen zum qualifiziert pädagogischen Charakter festgestellt. Müller-Lyer war, wenn man sein persönliches Leben und Wirken betrachtet, ein Epikuräer von seltener, harmonisch-konsequenter Vollendung. Aber ein Heilbrin-

ger kann er durch sein Leben und sein Werk unserer Zeit und dem Sozialismus der Gegenwart doch nicht sein. Wir brauchen nicht epikuräische sondern heroische Heilbringer und Erlösungslehren. Und noch ein anderes kritisches Bedenken drängt sich, wie bei der Lektüre seiner übrigen Werke, so auch hier wieder auf: Müller-Lyer war durch und durch Positivist. Diese Wesensart hat ihn am Verständnis für die Bedeutung des Religiösen gehindert. Er teilt somit mit der Mehrzahl der Theoretiker des Sozialismus gerade jene Schwäche, die sich in der sozialistischen Bewegung schmerzlich fühlbar gemacht hat. Deswegen geachtet bleibt auch an seiner Soziologie der Erziehung noch genug übrig, wofür ihm der zeitgenössische Sozialismus dankbar sein darf. Das Kulturprogramm des Sozialismus von heute beruht im wesentlichen auf spezifisch bürgerlichen Idealen, die in dem Maß verblasen wie die bürgerliche Demokratie zur Entfaltung gelangt. Infolge dieser Unzulänglichkeit der sozialistischen Kulturtheorie ist die aus der sozialistischen Bewegung kommende Kritik am bürgerlichen Kultursystem meist unsicher, schwach, unwesentlich. Hier erwächst dem Sozialismus in Werken wie dem vorliegenden eine sehr wichtige und wertvolle geistige Bundesgenossenschaft, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die tief eindringende Analyse, die Müller-Lyer von dem innern Verfall der bürgerlichen Erziehung und Schulbildung gibt, die Kritik, die er an der bürgerlichen Erziehungsform in Familie, Volksschule, Mittelschule und Hochschule gibt, die Darstellung der wesentlichen Fragestellungen der aus dieser Zeitlage hervorgehenden Reformbewegung erhebt sich in manchen Kapiteln besonders dadurch zu großer Vollendung, daß sie mit der unerbittlich-unbestechlichen Folgerichtigkeit der Kritik eine in der sozialistischen Wissenschaft nicht immer anzutreffende Besonnenheit gegenüber unvergänglichem Kulturgut und objektiven geschichtlichen Leistungen vereint. Darum wird dieses Buch, das von der Erziehung handelt, selbst immer irgendwie erziehend wirken. ◊ Der alte, aber nie veraltete Verlag *F. A. Brockhaus* in Leipzig gibt seinen Freunden einen Auszug aus seinen wichtigen Werken. Besonders interessiert die Entwicklungsskizze des Brockhaus'schen Konversationslexikons, dessen 1. Band im Jahr 1796 erschien. Ein Exemplar der 7. Auflage, die 1827 erschien, steht noch heute in Goethes Arbeitszimmer.

WISSENSCHAFT

Anthropogeographie / Max Hodann

Allgemeines Die Eröffnung einer neuen Rundschau in dieser Zeitschrift bedarf einer Begründung. Die Verbindung zweier Wissenschaften: der Anthropologie und der Geographie, unter den Gesichtspunkten sozialistischer Weltauffassung führt uns dazu die Ergebnisse beider Wissenschaften gesellschaftlich auszuwerten, wie das, zum Teil, in der Geopolitik bereits geschieht.

Die Anthropologie ist als Rassenkunde zu eng gefaßt; wobei hier bereits vermerkt werden soll, daß der vieldeutige Begriff Rasse, wenn er hier schon angewandt wird, stets im Sinn eines innerhalb der menschlichen Art ausgelesenen Erbeigenschaftskomplexes gebraucht werden soll. Zum Arbeitsgebiet der Anthropologie werden also nicht nur die Fragen gerechnet, die sich auf die physischen Bestimmungsmerkmale einer erbeigentlich abgrenzbaren Menschengruppe beziehen (Habitusanthropologie), sondern auch alle die wissenschaftlich erfassbaren Erscheinungen, die sich aus der Rückwirkung des gesellschaftlichen Milieus auf die Rasse ergeben (Sozialanthropologie). Die Ordnung des ungeheuren Materials, das gerade auf dem Gebiet der seelisch-geistigen Wesensart der mannigfaltigen menschlichen Gruppenbildungen im Lauf der letzten Jahrzehnte zusammengetragen worden ist, bleibt der Völkerpsychologie vorbehalten, die gegenüber der Individualpsychologie als der Kunde von dem Seelenleben des Einzelmenschen eine Gruppenwissenschaft ist. Ihre Ergebnisse lassen sich im allgemeinen nicht ohne die Sichtung unserer Kenntnisse von den kulturellen Ausdrucksformen der Menschengruppen überhaupt, ohne Hilfe also der Ethnologie, verarbeiten. Daß Geschichte und Urgeschichte das ihre zur Aufklärung der Entstehung vieler anthropologischer Einzelheiten beizutragen haben, braucht nicht näher erläutert zu werden.

Alle Ergebnisse dieser Wissenschaften von der körperlichen und geistig-seelischen Verfassung menschlicher Gruppen und ihrer Ausdrucksformen sind nun in Beziehung zu dem Boden zu setzen, auf dem diese Gruppen leben, und zum Klima, das auf diesen Boden wirkt. Die Tatsachen, die uns die geographische und klimatologische Wissenschaft kennen lehrt, sind von höchster Bedeutung für das Verständnis der gesellschaftlichen Erscheinungen mensch-

licher Gruppen. Verteilung von Land und Wasser, von Gebirge und Ebene sind maßgeblich für die Entstehung der natürlichen Verkehrsbeziehungen; Niederschlagsmengen, Fruchtbarkeit und Bodenschätze sind entscheidend für den Bevölkerungsauftrieb und die Wanderungsbewegungen.

Damit ergibt sich aus den Beziehungen, die wir zwischen den Gesamtergebnissen der Anthropologie und denen der Geographie entdecken, das anthropogeographische Tatsachenmaterial, das Gebiet also dieser Rundschau.

Habitusanthropologie Der Tübinger Professor

Adolf Basler hat eine Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie veröffentlicht /Stuttgart, Franckh/, in der in gemeinverständlichen Worten die körperliche Wirkungsweise einer Reihe anthropologisch wichtiger Merkmale des Körpers verständlich gemacht wird. Mängel des Buches liegen einmal darin, daß die Nachkriegsliteratur fast gar nicht berücksichtigt ist, dann aber in den recht eigentümlichen und wenigstens höchst mißverständlichen Äußerungen über das Proletariat als Volksbestandteil. Im Gegensatz zur Arbeiterklasse versteht Basler unter Proletariat »die Kloake, in die alle diejenigen versinken, welche für die menschliche Gesellschaft unbrauchbar oder schädlich sind«. Rassenhygienische Gesichtspunkte im Sinn der deutschvölkischen Anthropologie der Lenz und Siemens kommen auch bei Basler zur Geltung, wenn er meint, daß der Sozialismus »nicht nur die kapitalistischen sondern auch alle anderen Vorteile der Geburt zu beseitigen« suche: »Je mehr sich deshalb ein Staatswesen auf sozialistische beziehungsweise kommunistische Grundsätze aufbaut, um so weniger Platz ist in ihm für eine intellektuelle Familienauslese seiner Bewohner. Durch den mit einer Sozialisierung unvermeidlich verbundenen Bürokratismus wird außerdem jede individuelle Eigenart, die für die geistige Entwicklung eines Volkes die Grundlage bildet, im Keime erstickt. Geradezu katastrophal wirkt es aber auf die Rasse, wenn in einem Staatswesen die rein mechanische Arbeit besser bezahlt wird als die, welche ein Können auf irgendeinem Gebiete erfordert.« Bei solcher Auffassung nimmt es nicht wunder, daß der Verfasser immerhin mit Befriedigung verzeichnet, daß »von manchen das Kastenwesen als die beste Staatsform im Sinne der Rassenhygiene betrachtet«

wird, wenn auch, was ein Nachteil sei, kein Übertritt einer Kaste in die andere stattfinden könne. Es ist notwendig auf diese schwachen Seiten des Buches hinzuweisen, weil viele Werke des Franckh'schen Kosmosverlags in der Arbeiterschaft mit Recht sehr beliebt sind. Hier aber besteht die Gefahr, daß die Anthropologie in Mißkredit gerät, daß ihre Vertreter ohne weiteres jenen Rassendogmatikern gleichgestellt werden, die in der Anthropologie im großen und ganzen nur eine "Judenfrage" sehen.

Ein ungewöhnlich wertvolles Werk gerade über diese Judenfrage ist das Buch *Sigmund Feists Stammeskunde der Juden* /Leipzig, J. C. Hinrichs/. Das Judenproblem ist bekanntlich eines der schwierigsten in der Rassen- und Völkerkunde überhaupt. So ist es erfreulich, daß hier, ergänzt durch reiches photographisches Material, alles das zusammengetragen ist, was man in Europa zurzeit anthropologisch und ethnologisch über die Juden weiß; auch über verhältnismäßig so unbekannt Gruppen wie die Juden in China, im Jemen und in Abessinien. Es erscheint bemerkenswert, daß die jüdischen Familien bei Mischheiraten und Adoptionen sich jeweils dem Schönheitsideal ihres Wirtsvolks anzunähern versuchen. Trotz diesem Assimilantentum ist der »jüdische Gesichtsausdruck« etwas, dessen Gründe »wir noch nicht mit Sicherheit angeben können . . . Solange wir nicht imstande sind die Gestaltung der Weichteile des Gesichts auf die gleichen festen Regeln der Vererbung und des Einflusses der Außenwelt zurückzuführen, wie es bei dem Knochengerüst der Fall ist, so lange wird die Erklärung des Gesichtstypus auf unsicherm Boden stehen. Noch fehlen uns die Mittel den Typus, den das Auge unfehlbar eriaßt, mechanisch zu definieren . . . Geistiges läßt sich nicht in körperliche Maße auflösen. Darum müssen alle Versuche die jüdische Rasse oder vielmehr das jüdische Volkstum mit den Mitteln der Naturwissenschaft zu erfassen erfolglos bleiben.«

Der selben Erkenntnis beugt sich *Arnold Zweig*, wenn er in seiner wundervollen Impression *Das neue Kanaan*, mit Steinzeichnungen von *Hermann Struck* /Berlin, *Horodisch & Marx*/ schreibt: »Was gibt den Juden der nordischen Länder ihre merkwürdige Angleichung an die Stammbewohner dieser Erdstriche? Was macht Juden aussehen in Deutschland ungefähr wie Deutsche, in Rußland wie Slawen, in China wie Chinesen? Wo doch feststeht, daß zum

Beispiel diese altchinesischen Juden wegen ihrer Inzucht aussterben, weil sie, 1700 Familien, aus dem Reiche des Kyros nach China wanderten, seit jener Zeit in *einer* Gegend sitzen und, in den Annalen jener Provinz dauernd kontrolliert, immer nur unter sich geheiratet haben, so daß sie jetzt nur noch etwa 400 Köpfe stark sind — und aussehen wie Chinesen? Hätten sie so stark chinesisches Blut aufgenommen, woher dann ihre Sterilität? Was gibt den Kindern ostjüdischer Einwanderer, in Amerika geboren, den amerikanischen Typus, und was erhielt den Juden von Salonik ihren jüdischen? Wir wissen nichts über die Kräfte, die am Menschen gestalten. So viel aber ist sicher: Ganz dumm und grob ist die Manie all solche Umgestaltungen immer wieder durch materielle Mächte, durch Blutzufuhr und Mischehe zu erklären. Mag der Aberglaube in dieser verstörten und ausgegrenzten Zeit auch dick wuchern und heftig im Saft stehen: in all den mißbrauchten Tatsachen, die von Okkultisten, Spiritisten und Anthroposophen, von Steinerleuten, Gesundbetern und Zungenrednern für Lourdesfilialen und Kleinkatholizismen ganz nett ausgebeutet werden, haben wir Gegenstände einer neuen Naturwissenschaft zu sehen, einer feinern, geschmeidigern, geistigern Naturwissenschaft, die nur darum von all den Halbkranken oder Ganzgeriebenen der Sekten und Konventikel beschlagnahmt werden konnte, weil die "Wissenschaftler", selbstzufrieden und hochmütig wie Priester, und gar die Journalisten unter ihnen, mit erhabener Miene überall dort "nichts" sagten, wo die Sicht- und Lichtstärke ihrer kurz-sichtigen Augen sie verließ.«

Ausdrucks-kunde

Die letzte Frage führt uns unmittelbar auf eines der neuesten Teilgebiete der Anthropologie, die *Charakterologie*. Seit Ernst Kretschmer die Beziehungen zwischen Gestalt und Charakter wissenschaftlicher Erforschung zugänglich zu machen versucht hat (siehe die Rundschau *Psychologie*, 1924 Seite 328 und folgende), und damit die oft verspotteten Ansichten Lavaters und Galls zu einem Teil wieder zu Ehren gekommen sind, beginnt die wissenschaftliche Ausdrucksforschung aufzublühen. Bereits sind 3 Bände *Jahrbücher der Charakterologie* erschienen (siehe die *Rundschau Philosophie*, 1925 Seite 116) sowie ein Lehrbuch der *Charakterologie*, verfaßt von dem Herausgeber der *Jahrbücher*

Emil Utitz /Berlin, Panverlag Rolf Heise/. Manche wertvolle Anregung wird hier gegeben, wenn auch sicherlich nicht alles der Kritik auf die Dauer standhalten dürfte, insbesondere manche Äußerungen des Strafrechtslehrers Robert Heindl Kopfschütteln erregen mögen.

Weitaus greifbarere Resultate als die teilweise recht allgemein gehaltenen Darstellungen der Utitzschen Charakterologie bietet Herbert Gerstner in seinem Lehrbuch der *Graphologie* /Celle, Niels Kampmann/. Die Handschriftenkunde ist lange Zeit wie viele andere Gebiete den Außenseitern oder Afterwissenschaftlern überlassen geblieben, obschon die Handschrift zur Bildung eines Urteils von jeher mit bewertet wurde. Das neue Lehrbuch gibt neben den Schriften Ludwig Klages' die beste Einführung für den, der seine gefühlsmäßige "Deutung" auf den Boden systematischer Arbeit stellen will.

Von der Graphologie führt der Weg zur *Chirologie*. Aus grauer Vorzeit ist das Lesen aus der Hand als vielgeübte Kunst der fahrenden Leute bekannt. Im Sinn moderner Ausdrucksforschung steckt auch in diesem Bemühen ein Kern Wahrheit, den Margret Naval in ihrer Schrift *Die Hand als Charakterspiegel* /Celle, Niels Kampmann/ herauszuschälen versucht. Die Chirologie als wissenschaftliches Bemühen ist nur vielfach wieder im Begriff in die Chirromantie überzuleiten, wo im Zusammenhang mit Bezeichnungen der Sterndeuterkunst der Boden der Wissenschaft verloren zu gehen scheint.

Doch lebt ja auch die *Astrologie* selbst wieder auf. Hans Wolff hat neuerdings dieses geheimnisvolle Gebiet des Horoskopstellens in wissenschaftliche Formen zu bringen versucht (Grundlagen der *Astrologie* /Celle, Niels Kampmann/). Seit Max Dessoirs Arbeit *Vom Jenseits der Seele* /Stuttgart, Ferdinand Enke/ darf man wenigstens den Mut haben diese Grenzfragen zwischen Wissenschaft und Aberglauben daraufhin zu untersuchen, ob ihnen etwas innewohnt, das vor der Kritik bestehen kann.

Wertvolles Einzelmaterial zur Ausdrucks-kunde, nach Gesichtspunkten des *Geschlechtslebens* geordnet, bringt schließlich die Neuauflage des Handwörterbuches der Sexualwissenschaft, herausgegeben von Max Marcuse /Bonn, A. Marcus & E. Weber/, ebenso, in gemeinverständlicher Fassung, Magnus Hirschfelds *Geschlechtskunde* /Stuttgart, Julius Püttmann/, deren reichhaltiger 1. Band erschienen ist.

Sozialanthropologie Seit den grundlegenden Arbeiten des italienischen Forschers Alfredo Niceforo über die Anthropologie der nicht-besitzenden Klassen /Amsterdam, Van Suchtelen/ hat man sich vielfach darum bemüht eine brauchbare Methode zu erarbeiten, um ein objektives Maß für die Bestimmung der Leistungs- und Widerstandsfähigkeit einzelner Individuen und Gruppen und die Beeinflussung dieser Maßeinheit durch äußere Umstände zu errechnen. Die Hilfsarbeit der Quäker in der Nachkriegszeit hat gerade in Deutschland das Augenmerk auf diese Bemühungen gelenkt. Indessen haben alle Berechnungen auf Grund der Indexmethode (Livi, Rohrer usw.) zu höchst unbefriedigenden Ergebnissen geführt, so daß man im Grunde auch heute noch bei der Abschätzung der körperlichen Güte einer Person mehr auf den berühmten "ärztlichen Blick" angewiesen ist als eine exakte Methode anzuwenden vermag. Erst in der allerletzten Zeit ist aus dem Sozialhygienischen Untersuchungsamt in Frankfurt eine Reihe von Untersuchungen hervorgegangen, die erneut etwas Licht in diese, für die Rationalisierung der Volkswirtschaft auch vom sozialistischen Standpunkt ungemein wichtige Frage zu bringen versuchen (Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung XIX /Berlin, Richard Schoetz/). Nach Messungen Walter Eliassows zeigt sich, daß eine Einteilung der Versuchspersonen »nach dem einfachen Gewicht einer solchen nach der muskulären Leistungskraft entspricht«. Die Konstitutionsuntersuchungen, über die vor allem von Louis Ascher berichtet wird, ergeben, daß ärztliche Voruntersuchung vor Eintritt in einen Spezialberuf im Interesse der beteiligten Arbeiter sein kann, um minder Widerstandsfähige von vornherein vor Überbelastung und raschem Aufgeriebenwerden zu bewahren. Eine umfassende Darstellung des Ganges der Tuberkulosesterblichkeit in ihrer Beziehung zur Industrialisierung Europas gibt Georg Wolff (23. Heft der Tuberkulosebibliothek /Leipzig, Johann Ambrosius Barth/). Als eindeutiges Ergebnis der Arbeit resultiert, daß es zulässig ist den Stand der Tuberkulosesterblichkeit als Maßstab hygienischer Kultur überhaupt anzusehen.

Orient Die Besetzung der Oase Dscharab in der Kyrenaika durch italienische Streitkräfte lenkt die Augen auf die Welt

des *Islams*, die sich seit geraumer Zeit in heftiger Bewegung befindet. Italien ist das Recht auf Tripolis und sein libysches Hinterland, einschließlich der genannten Oase, die bisher formell zum Gebiet des seit 1919 "unabhängigen" Ägyptens gehörte, durch den Londoner Vertrag vom 26. April 1915 bereits vor dieser Unabhängigkeitserklärung zuerkannt worden. Obwohl die Annexion von Tripolis bereits am 26. Februar 1912 bei Abschluß des italienisch-türkischen Krieges erfolgt war, besteht die italienische Herrschaft über das wüste Hinterland der Küste von Tobruk bisher nur dem Namen nach. Die Besetzung von Dscharabub ist daher als eine symbolische Maßnahme aufzufassen, hat doch die Oase kaum mehr als 400 Einwohner. Um so mehr, als sich hier ein wichtiges Kloster der angesehenen mohammedanischen Sekte der Senussi befindet. Die Senussi haben ihr religiöses Zentrum in der Oase Kufra, die, über 200 Kilometer südlich von Dscharabub, zurzeit noch unbesetzt ist. Es ist kein Zweifel, daß das Vorgehen Italiens von den noch unabhängigen Wüstenmoslems als unfreundlicher Akt empfunden wird, was sich schon darin zeigt, daß die Klosterbibliothek aus Dscharabub vor der Besetzung nach Kufra gebracht worden ist.

Diese Vorgänge in der Kyrenaika lassen für den Geopolitiker das Problem akut werden, ob die Welt des Islams als Einheit betrachtet für die europäischen Kolonialmächte eine Gefahr bedeuten könnte. Die Frage ist im vorigen Jahr in einer sehr lehrreichen Untersuchung *The Mohammedan World*, in der *Geographical Review*, durch den Direktor der amerikanischen Geographischen Gesellschaft in New York, Isaiah Bowman, behandelt worden. Das Problem ergibt sich bei Bowman aus der Überlegung, ob der Erfolg der republikanischen Türkei auf der Konferenz von Lausanne und die Gründung der neuen Königreiche Hedschas und Irak, die ja allerdings unter erheblicher Kontrolle Großbritanniens stehen, als Bedrohung der modernen Zivilisation von seiten des Islams aufgefaßt werden darf. Bowman schätzt die heute lebenden Mohammedaner auf 270 Millionen; René Le Comte hat 225 Millionen berechnet. Sie bewohnen ein Gebiet von ungefähr 30 Millionen Quadratkilometer, dessen größter Teil allerdings infolge der Trockenheit (unter 50 Kubikzentimeter jährlicher Regenmenge) für Ackerbau nicht in Frage kommt. Diese Tatsache der Ausdehnung der Wüsten bedingt eine kaum überwind-

bare Erschwerung des transkontinentalen Verkehrs, zumal weite Gebiete keine natürliche Verbindung mit dem Meer haben, und natürliche Wasserwege, die für den Verkehr Bedeutung haben oder gewinnen können, recht spärlich sind (Wolga, Euphrat-Tigris, Nil). Somit glaubt Bowman, daß ein Zusammenschluß der verschiedenen mohammedanischen Gruppen unmöglich sei, wenigstens solange die Eisenbahnen, die heute mit wenigen Ausnahmen in Küstennähe liegen, unter der Kontrolle der Seemächte stehen. Bowman untersucht weiter die Rohstoffe der mohammedanischen Welt und findet, daß die von Moslems besetzten Gebiete im Hinblick auf 4 Erzeugnisse von entscheidender Bedeutung für den Weltmarkt sind: Phosphat (Französisch Nordafrika), Mangan (Georgien), Zinn (Straits Settlements) und Petroleum (Baku, Mossul). Indessen kann diese geologische Untersuchung seine strategische Meinung nicht erschüttern, daß das Islamproblem als Problem der Küstenkontrolle leicht zu lösen ist und daher keine Gefahr für die westliche Welt bedeutet. So viel dürfte an den Ergebnissen Bowmans richtig sein, daß der Islam als solcher kaum die einigende Kraft, jedenfalls nicht allein, sein wird, die einschneidende politische Umwälzungen im kolonialen Machtbereich der europäischen Staaten hervorbringen könnte.

Über das Gebiet der mohammedanischen Welt hinaus reichen die Betrachtungen, die Lowes Dickinson in seinem Buch *Indien, China, Japan* / Celle, Niels Kampmann/ niedergelegt hat. Er sieht in Indien vornehmlich das Land der Religion, in China das der Humanität, in Japan das der Ritterlichkeit, wie denn seine Aufzeichnungen mehr als Ergebnisse eines starken Einfühlungswillens und auch starker Einfühlungsfähigkeit denn als wissenschaftlich exakte Untersuchung Beachtung verdienen.

Die Komplikationen für die englische Herrschaft in *Indien* entspringen nach Dickinson vorzugsweise der Wirkung derjenigen indischen Kreise, die unter dem Einfluß moderner englischer Anschauungen erzogen worden sind. Der »Einfluß des Westens«, der Geist des Kapitalismus, unterminiert das Kennzeichnendste der indischen Welt, wenigstens soweit die Hindus in Betracht kommen: das Kastenwesen. Dazu kommen Eisenbahnen und Industrie, von fortschrittlichen Indern begehrt und begrüßt. Der Professor am Sanaiana Dharma College in Lahore Brij Narain hat eine um-

fangreiche Studie *The Population of India /Lahore, Rama Krishna & Sons/* geschrieben, die in das Ergebnis mündet: »Was eine umsichtige Regierung zu tun hat, ist: die nichtlandwirtschaftlichen Einkommensquellen zu vermehren . . . Man kann erfreulicherweise feststellen, daß die Regierung die Politik der Entwicklung der indischen Industrie voll auf begriffen hat und mit allen direkten und indirekten Mitteln auf diese Entwicklung hinarbeitet . . . Die Tage der ökonomischen Isolation Indiens sind längst vorbei. Die internationale Konkurrenz wird dazu zwingen, zwingt schon jetzt die Produktionsweise des Westens zu übernehmen, ob man will oder nicht.« Diese Industrialisierung des Ostens hat bekanntlich ihre Gefahr für die Textilindustrie des britischen Mutterlandes. Ob es der britischen Politik gelingen wird, was man in den nordafrikanischen Kolonien Frankreichs für sehr wahrscheinlich halten darf, die Eingeborenen mit dem Geist der Kolonisatoren zu erfüllen, bleibt bei der durchschnittlichen Stellung des britischen Kolonisators zu den "Natives" mehr als zweifelhaft. Am allerzweifelhaftesten in Indien, wo sich starke Selbstständigkeitstendenzen nicht nur im eigenen Land sondern auch auf Grund der den Indern etwa im Tanganjikaterritorium, im frühern Deutsch Ostafrika, erteilten Konzessionen in kolonialer Beziehung bemerkbar machen. Geradezu kindlich ist es die Lösung wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten in Indien von der christlichen Mission zu erwarten. »Wie das Christentum die antike Welt besiegt hat, so wird es sicherlich auch die indische Welt besiegen«, meint Hilko Wiardo Schomerus in seinem Buch *Indien und das Abendland /Wernigerode, Verlag Die Aue/*, das im übrigen eine Reihe instruktiver Bemerkungen über indische Religions- und Missionsgeschichte enthält. »Für weite Kreise Indiens ist der Sieg des Christentums nur noch eine Frage der Zeit. Das indische Volk arbeitet daran sich das Christentum anzueignen.« Über die zweite Großmacht des indopazifischen Raums, *China*, schreibt Dickinson: »Der Chinese ist Demokrat, er ist das, was unsere Demokraten wünschen, daß der westliche Mann einmal werden soll.« Ähnlich wie in Indien, und im Gegensatz zum modernen Westen, ist die Familie der Mittelpunkt, um den sich das soziale Leben und ein großer Teil des Regierungswesens dreht.« Es ist zu bezweifeln, ob solche, heute in China zweifellos noch in weitestem Um-

fang lebendigen Zustände sich noch lange erhalten werden, wenn das britisch-amerikanische Finanzkapital das Land weiter erobert. Die grauenvollen Nachrichten über Kulitum und Kinderausbeutung, die aus China zu uns dringen und an die schlimmsten Zeiten des Manchesteriums erinnern, sind durchaus geeignet klarzumachen, mit welcher Schnelligkeit die alte Kultur des Reiches der Mitte wenigstens an der Oberfläche des öffentlichen Lebens ausgetilgt wird. Die Abwehr der Chinesen wird allerdings dauernd besser organisiert. Die Abrosselung der englischen Kolonie Hongkong durch den von Kanton und Swatau ausgehenden Boykott ist ein ungemein lehrreiches Beispiel dafür. Und die Zukunft wird, bei der wirtschaftsimperialen Gestaltung der Erde, den ostasiatischen Wirtschaftskomplex von jeglicher angelsächsischen Exploitation befreien. Ist China das Land uralter bodenständiger Kultur, so hat *Japan* nach Dickinson »nichts begründet«. Die Japaner »haben ihre Ideen von China übernommen, und ihre Literatur wie auch ihre Kunst ist eigentümlich unintellektuell«. Die allgemeine Landflucht bestimmt das Bild des Wirtschaftslebens, wie denn überhaupt die Frage des Bevölkerungsspielraums für Japan neben seiner industriellen Entwicklung die entscheidende Frage darstellt, für Japan und damit für die Welt des Stillen Ozeans überhaupt. »Das Regierungswesen folgt der sozialen Entwicklung, und der Industrialismus kann, wenn auch Plutokratie, doch niemals das Dominieren einer Militärkaste begünstigen.« Für den Bevölkerungsdruck ist bezeichnend, daß die durchschnittliche Hofgröße in Japan ungefähr 1,1 Hektar ist, und daß auf einem Flächenraum von 382 000 Quadratkilometer im Mutterland 61 Millionen Menschen wohnen, etwa die gleiche Zahl wie in Deutschland auf 470 000 Quadratkilometer. Mit den Kolonien beträgt das Reich 680 000 Quadratkilometer großenteils schlecht oder gar nicht bestellbare Fläche. So erklärt sich der Drang nach neuen Siedlungsgebieten; Japan gerät unvermeidlich in den Raum der britischen und amerikanischen Interessenzonen, um so mehr, seit es 1919 die Zurückziehung seiner Besatzungstruppen aus den sibirischen Gebieten zugesagt hat und mit Rußland durch den Vertrag vom 20. Januar 1925 die freundschaftlichen Beziehungen erneut bekräftigt hat, die bereits 10 Jahre vorher durch den während des Weltkriegs abgeschlossenen russisch-japanischen Vertrag (der seine

Spitze gegen das Angelsachsentum hatte) eingeleitet worden waren. Sowohl die Vereinigten Staaten von Amerika wie der Australische Bund, Neuseeland und Britisch Columbien haben sich durch Auswanderungsgesetze gegen Überflutung mit Japanern geschützt. Der Kampf Japans geht gegenüber diesen Gesetzen um die Gleichberechtigung der Rassen. Ob dieses Bestreben zu kriegerischen Konflikten führen wird, bleibt abzuwarten; von englischer Seite ist jedenfalls die Vereinbarkeit des japanisch-russischen Vertrags mit dem Völkerbundsstatut bereits angezweifelt worden. Sicher ist, daß, auch abgesehen vom Auswanderungsproblem und vom Kampf um die Siedlungsgebiete im indo-pazifischen Raum, der Kampf um den entscheidenden Einfluß in China Japan in scharfen Gegensatz zu den angelsächsischen Weltmächten bringen muß, selbst wenn Zusammenstöße auf dem Boden der britischen Dominien oder der nordamerikanischen Union vermieden werden.

Reiseberichte Eine *Faltbootreise* donauabwärts bis Constanza beschreibt Felix Korn (Nach dem Orient im Faltboot /Stettin, Ostsee-verlag/). Das Buch berücksichtigt mehr sportliche als geographisch-ethnologische Gesichtspunkte, wird aber sicher viele angeregte Leser finden. Der interessante Gegenstand läßt die stellenweise durchschimmernde schwarz-weiß-rote Tendenz vergessen.

Sehr wertvolle völkerkundliche und geographische Erkenntnisse gewinnt man aus der Beschreibung der Versuche den *Mount Everest* zu bezwingen. Das bekannte Mitglied der letzten Himalajaexpedition George Ingle Finch (Der Kampf um den Everest /Leipzig, F. A. Brockhaus/) läßt uns die unerhörten Schwierigkeiten nacherleben, mit denen die Forscher in Eis und Höhenluft zu kämpfen hatten, bis zum Abbruch der Unternehmung des Jahres 1924, die mit dem tragischen Tod Mallorys und Irwines endete. Dem Buch wurde durch den Verlag Brockhaus die sorgfältige Ausstattung zuteil, die alle Werke dieses Verlags auszeichnet.

Ins *Herz Afrikas* führt die Beschreibung, die Prinz Wilhelm von Schweden von der schwedischen zoologischen Expedition gibt, die sich nach Durchquerung der Keniakolonie die Erforschung der Tierwelt des Gebiets zwischen Ruanda und dem Oberlauf des Nils zum Ziel gesetzt hatte (Unter Zwergen und Gorillas /Leipzig, F. A. Brockhaus/). Wert-

volle Photographieen von den Stämmen des Gebiets der Großen Seen sind dem Werk beigelegt, unter denen besonders die Aufnahmen der Wambutizwerge außerordentliches völkerkundliches Interesse erwecken dürften.

An den Unter- und Mittellauf des Ogowe in *Westafrika* führt der Bericht des Arztes Albert Schweitzer über seine Erlebnisse im Urwald, auf der Missionssiedlung Lambarene (Zwischen Wasser und Urwald /München, C. H. Beck/). Die Erfahrungen Schweitzers stammen aus den Jahren 1914 und 1915, sind aber auch heute noch lesenswert, insbesondere das Kapitel Soziale Probleme im Urwald, das in den Aufschlüssen über die Negerpsychologie hohen Niveaus ist.

Von Ausgaben *älterer* Reiseberichte liegt ein sehr schön ausgestatteter Neudruck der Weltumseglung Adelbert von Chamisso vor, den Max Rohrer sorgfältig nach den Quellen bearbeitet hat (Entdeckungsreise um die Welt 1815 bis 1818 /München, Alpenfreundverlag/). Der Verlag der Philosophischen Akademie in Erlangen veröffentlicht die ersten 3 Bände einer neuen, wichtigen und aufschlußreichen Sammlung *Der Weltkreis*. Zunächst Alexander Olivier Exquemelin's Buch *Die amerikanischen Seeräuber: zeitgenössische Berichte* aus dem 17. Jahrhundert, deren Lektüre sehr genußreich ist, aber auch zuweilen recht starke Nerven voraussetzt. Dann 4 Briefe des Botschafters am Hof Suleimans des Großen Ogier Ghiselin von Busbeck, in denen die Türkei in der Zeit ihrer höchsten Blüte geschildert wird. Der für uns interessanteste Band ist wohl die ausführliche Schrift Sigmund von Herberstein's über Rußland, Moscovia, die zum erstenmal den staunenden Abendländern Kenntnisse über dieses Randland europäischer Kultur übermittelte und auf Erfahrungen der Jahre 1517 und 1526 fußt. In noch frühere Zeit versetzt uns der Reisebericht des Franziskaners Wilhelm von Kubruk über seine Reise in das Innere Asiens, in den Jahren 1253 bis 1255, von Hermann Herbst bearbeitet /Leipzig, Griffelverlag/. In einer Zeit, in der die Mongolen eine politische Gefahr für Europa bildeten, gelang es Kubruk bis nach Karakorum, der Hauptstadt des Großchans, vorzudringen. Sein Bericht ist ein wertvolles Zeugnis zur Geschichte der mongolischen Stämme.

Ausgrabungen In der Nähe der Stadt Los Angeles in Californien wurde vor kurzem ein hochinteressanter menschlicher Schädel

aufgefunden. Amerikanische Forscher haben erklärt, daß er einer noch ältern Menschenrasse angehört als der Neandertal- und Pittsdownmenschen. Man entdeckte ihn im Eissand unter der *Pleistozänschicht*. An der gleichen Stelle fand man früher Überreste eines Tigers mit schwertähnlichen Zähnen.

Eine Urne mit Kupferringen aus einer auf 10000 bis 8000 vor Christus datierten Kultur fand der Archäologe Edward Rossiter im Injangagebiet in Südrhodesien. Dies sind die bisher einzigen künstlerischen Zeugnisse einer *Urkultur Ostafrikas*, die uns im übrigen bis jetzt noch rätselhaft ist.

Ein aus der ältern *Kjökkenmøddingerzeit*, etwa 8000 vor Christus, stammender Wohnplatz wurde im Duvenser Moor bei Oldesloe ausgegraben.

Die Archäologinnen Marthe Oulie und Jeanne de Saussure haben in *Kreta* die Ruinen der Stadt Malia aus dem Jahr 2100 vor Christus freigelegt.

In Karnak wurde bei Kanalisationsarbeiten eine Statue des *ägyptischen Königs Amenophis IV* gefunden.

Totenliste Ende Juni 1925 starb in Dresden der Naturforscher und Geologe *Theodor Wolf*, in seinem 84. Lebensjahr. Er war einer der ersten Darwinisten in Deutschland. Später erkundete er Ecuador als Staatsgeologe dieser Republik.

Zur gleichen Zeit starb, 55 Jahre alt, der Himalajaforscher *Jules Jacot-Guillarmod* auf einer Reise in Aden.

Im Juli verschied in München, im Alter von 61 Jahren, der führende deutsche Anthropologe *Rudolf Martin*, dessen Lehrbuch der Anthropologie /1914/ eines der besten Werke dieses Arbeitsgebiets ist. In den neunziger Jahren hatte er mehrere größere Reisen nach Hinterindien und dem Malaiischen Archipel unternommen; ihre Forschungsergebnisse enthält das Buch *Inlandstämme der Malaiischen Halbinsel* /1905/.

Im August starb in Zoppot, 76 Jahre alt, *Elisabeth Lemke*, die sich um die Volkskunde von Ostpreußen und Brandenburg verdient gemacht hat.

Am 26. September erlag auf einer Forschungsreise in die Südsee der Berliner Anatom und Anthropologe *Wolfgang Henschel* einem tropischen Fieber.

Mit 47 Jahren starb der Ethnologe *Oskar Iden-Zeller* in Leipzig, der seinerzeit die deutsche Taimyrländexpedition leitete und 1913 zu Forschungszwecken nach Sibirien ging, von wo er erst nach 11-jährigen Irrfahrten zurückkehrte.

Auf einer Expedition südlich Neuseelands starb im Dezember der norwegische Walfischfänger *C. A. Larsen*. Er war der führende Kopf der Nordenskjöldschen Südpolexpedition 1901 bis 1903.

Der berühmte Gewebeforscher und Malariaerkenner *Camillo Golgi* starb im Alter von 82 Jahren im Januar 1926 in Pavia. Im Jahr 1906 erhielt er den medizinischen Nobelpreis für seine Untersuchungen über die feinere Anatomie der Organe des zentralen Nervensystems.

Kurze Chronik Am 24. Mai wird in Madrid der 14. *internationale Geologenkongreß* eröffnet.

◊ Die Einrichtung von *Lehrstühlen für Volkskunde* wurde auf der Tagung der Vereine für Volkskunde im Oktober 1925 in Stuttgart gefordert. ◊ In *Jena* wurde eine Abteilung für Orientalische Philologie eingerichtet, für die die Professoren Heinrich Hilgenfeld und Karl Linzen gewonnen wurden. ◊ Die Leitung der Prähistorischen Abteilung am Berliner Museum für Völkerkunde hat nach Kari Schuchardts Rücktritt *Wilhelm Unverzagt* übernommen. ◊ In Köln *habilitierte* sich Edda Tille, mit einer Schrift *Studien zur Volkskunde des Rheinlandes, für deutsche Philologie*. ◊ Der Geograph *Erich von Drygalski* in München erhielt von der American Geographical Society die David Livingstone Centenary-Medaille für seine Verdienste um die Erforschung des Südpolargebiets.

Literatur Sucht man nach grundsätzlichen umfassenden Werken über Fragen der Anthropogeographie, so bemerkt man, daß die Not in Deutschland auch in diesem Fall einen argen Mangel verschuldet hat. Es gibt keine deutsche Arbeit über die bevölkerungspolitische Verfassung der Nachkriegswelt, die wir dem wichtigen Werk *Isaiah Bowmans The New World* /London, George Harrap & Co./ an die Seite stellen können. Die vorzügliche Anordnung des Stoffs und das umfangreiche, ausgezeichnet verarbeitete Kartenmaterial machen dieses Buch zu einem Standardwerk der Geopolitik, das man nicht entbehren kann, wenn man die Lebensräume und kolonialen Beziehungen der Rassen und Mächte der Erde studieren will. ◊ Das seit 1919 zu Italien gehörende Dolomitengebiet schildern in Wort und Bild *Theodor Christomanos* und *Fritz Benesch* (Die Dolomiten /Wien, L. W. Seidel & Sohn/). Ihre Schrift dürfte ein gewisses aktuelles Interesse beanspruchen.

Geschichte / Walther Koch

Italien im Mittelalter: Die deutsche Geschichte im Mittelalter läßt sich nur verstehen, wenn man ihre

Verflechtung mit der gleichzeitigen italienischen Geschichte mit beachtet. Italien war von jeher das Land der Sehnsucht für den Deutschen. Zahlreiche Kämpfe gingen um dieses Land, das bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die gleiche staatliche Zerrissenheit zeigt wie Deutschland, sehr im Gegensatz zu den Nationalstaaten des Westens: England, Frankreich, Spanien, die sich schon mehrere Jahrhunderte früher konsolidierten. Deutschland und Italien waren die beiden Länder, die der universale Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum auf tiefste berührte; setzte sich doch in ihnen beiden im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation das römische Weltreich fort. Dieses gleichartige Schicksal Deutschlands und Italiens in der mittelalterlichen Welt tritt in *Ludo Moritz Hartmanns* Kurzgefaßter Geschichte Italiens /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/ klar hervor.

Das Kapitel Die Loslösung Italiens vom Oriente schildert uns Italien zur Zeit der Völkerwanderung, als verschiedene germanische Volksstämme in das Land eingefallen waren und es besetzt hielten. Zuerst die Ostgoten. Theodorich, der große Ostgotenkönig, erschien als Vertreter der römischen Kultur und des römischen Kaisers, verband sich aber zugleich mit den germanischen Fürsten des Westens, bis ihn das Vordringen der Franken zur Gegenwehr zwang. Der innere Konflikt zwischen den römischen und den germanischen dieser Völkerwanderungsstaaten pflanzte sich bis ins Mittelalter, ja bis in die Neuzeit fort. Die Geschichte der deutschen wie der gesamteuropäischen Kultur spiegelt diese ständige Einwirkung der römischen Kultur wider, die sich in der römischen Kirche, dem römischen Staatsgedanken, dem römischen Recht, der römischen Kunst, der lateinischen Sprache ausdrückt. Immer von neuem werden Versuche gemacht diese romanischen, lateinischen Elemente in die germanisch-nordische Seele einzuschmelzen. Nur durch diese Verschmelzung entstand die mittelalterliche Kultur Deutschlands, ja ganz Mittel- und Westeuropas, soweit sie zur Zeit der Völkerwanderung von Germanen besiedelt wurden. Den Ostgoten folgten die Langobarden, die nicht, wie jene, als Soldaten des Kaisers sondern als Feinde des Reichs kamen. Sie siedelten sich nicht

wie die Ostgoten als "Gäste" an sondern töteten die römischen Grundbesitzer, zogen die Abgaben der Kolonen selbst ein und verweigerten dem römischen Recht, der römischen Verwaltung, der römischen Kirche die Anerkennung, da sie Arianer waren. Ein Barbarenstaat, der bald zerfiel. Was nach dem Vordringen der Langobarden Byzanz an Besitz in Italien verblieben war, wurde mehr und mehr selbständig. Daß sich das römische Papsttum zum fränkischen Staat hinneigte, hatte schwere Folgen, da von Byzanz keine Hilfe gegen die Übermacht der Langobarden zu erwarten war. Der Papst Stephan II wandte sich 753 an den Frankenkönig Pippin und erwirkte von ihm Hilfeleistung gegen die Langobarden. Pippin übergab dann die Gebiete, die von der langobardischen Herrschaft befreit worden waren, nicht dem oströmischen Kaiser sondern dem Heiligen Petrus, das heißt dem Papst, und schuf so den Kirchenstaat, der bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die weltliche Grundlage der päpstlichen Macht bildete. Karl der Große setzte die Politik Pippins fort und gliederte den Langobardenstaat dem fränkischen Reich ein. Daher stammt die politische Dreiteilung Italiens in den langobardischen und byzantinischen Süden, die vom Kirchenstaat gebildete Mitte und das an Zentral-europa angegliederte Norditalien. In den unter fränkischem Einfluß stehenden Landesteilen setzte sich das Lehnswesen genau so durch wie im Norden Europas. Die Feudalisierung verläuft in Italien der deutschen Entwicklung parallel; ihre Etappen sind Grundherrschaft, Erblichkeit der Lehen, Machterstärkung einzelner Grafen, der Markgrafen. Das Land zerfiel. Wie die Normannen nach Frankreich vordrangen, so fielen im 9. Jahrhundert in Süditalien die Sarazenen von Süden her ein und setzten sich dort fest. Das Kaisertum stellte sich nun die Aufgabe unter seiner Führung alle christlichen Mächte in Italien gegen die Sarazenen zu vereinen. Der Plan mißlang. Die partikularen Gewalten gewannen immer größere Selbständigkeit, und auswärtige Mächte suchten aus dieser Anarchie Vorteil zu ziehen. Ostrom und das Papsttum traten an die Stelle des fränkischen Kaisertums. Durch mehr als ein halbes Jahrhundert herrschten in Italien wüste Fehden der Teilfürsten. Die Griechen drangen im Süditalien vor. Sizilien blieb dem Islam, das Festland den Griechen. Die Ottonen nahmen die Interventionspolitik der Karolinger in Italien wieder auf. 962

wurde Otto I in Rom zum Kaiser gesalbt und gekrönt, Kaisertum und Papsttum hatten einander gefunden, und die politische Verbindung Deutschlands mit Italien, die Jahrhunderten ihren Stempel aufdrückte, war wiederhergestellt. 3 Probleme beschäftigten die Folgezeit. Das Verhältnis von Kaisertum und Papsttum, von Staat und Kirche mußte geregelt, in Süditalien die Auseinandersetzung mit den beiden anderen Weltmächten, Byzanz und dem Islam, durchgeführt und im oberitalienischen Königreich, der politischen und strategischen Basis des Kaisertums, die staatliche Macht auf dauernde Grundlagen gestellt werden. Zunächst wurde eine nähere Verbindung mit Byzanz durch Heirat gewonnen, die die späteren Ottonen oft mehr zu Byzantinern als zu Deutschen machte. Der byzantinische Kultureinfluß ist nicht gering einzuschätzen. In Otto III lebten phantastische Ideen. Er wollte nach dem Beispiel der römischen und der byzantinischen Kaiser ein universales Kaisertum schaffen. Auf der einen Seite herrschte byzantinisches Hofzeremoniell, auf der andern ein Hang zur Askese. Schließlich bedienten sich Kaiser und Papst gegenüber der vordringenden Macht der Griechen der Normannen, die auf ihren Fahrten auch nach Süditalien kamen. Wirtschaftlich war Italien gegen große Teile Deutschlands (abgesehen vom Rhein) im Vorteil. Die städtische Siedlungsweise war dort niemals aufgegeben worden. Doch kannte Italien auch die sich selbst genügende Grundherrschaft. Ein Kaufmannsstand bildete sich erst mit dem Handelsverkehr nach Byzanz, an dessen Spitze von jeher Venedig stand. Handelskapital wurde geschaffen. Früher als anderswo entwickelten sich in Italien Kommunen und eigene Stadtverfassungen. Bestimmte Klassenunterschiede kamen auf. Zunächst standen die kleineren Ritter, die Valvassoren, gegen die Fürsten. Sie mußten sich die Erblichkeit ihrer Lehen erst mühsam erkämpfen. In Mailand traten die "Plebejer", das heißt alle Handel und Gewerbe treibenden Bürger, dem Adel aller Grade gegenüber. Erst später entwickelten sich auch die Zunftkämpfe. Der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum entbrannte, als die cluniazensische Bewegung zur Reinigung des Ordens des Heiligen Benedikt von Nursia, später der ganzen Kirche, vordrang. Der Konflikt begann mit dem Kampf gegen die Simonie, das heißt die Vergebung geistlicher Ämter gegen Geld. Zunächst wurde die kirchliche Reform-

partei durch Heinrich III in den Sattel gehoben; als sie an der Macht war, wandte sie sich aber nur um so schärfer gegen die Staatsgewalt. Auch die Normannen, die sich, vom Kaiser begünstigt, in Süditalien festgesetzt hatten, verbanden sich später mit dem antikaiserlich gesonnenen Papsttum. Im Kampf Gregors VII gegen Heinrich IV wurden sie zu einer Gefahr für das Kaisertum. In Oberitalien herrschte die revolutionäre demokratische Bewegung der Pataria, die ebenfalls gegen Simonie und die Verehelichung der Geistlichen kämpfte; sie wurde zum Bundesgenossen des Papstes gegen das Kaisertum. Schon damals, wie auch später oft genug, scheute Rom durchaus nicht davor zurück sich der Revolution im Kampf für die Freiheit und Macht der Kirche zu bedienen. Schon einmal wurde darauf hingewiesen, daß Heinrich IV durch seine Buße bei Canossa dem Papst die Waffe des Bannstrahls klug entwandte. Das Wormser Konkordat von 1122 führte zu einem Kompromiß, der nicht lange innegehalten wurde.

Während des Ringens zwischen Kaiser und Papsttum erhob sich eine dritte Macht, um deren Mithilfe jene beiden sich bewerben mußten: das städtische Bürgertum und mit ihm der moderne demokratische Individualismus. Die Staatsmacht selbst fand eine neue Stütze im römischen Recht, das von der Universität Bologna aus im Gegensatz zu dem langobardischen Lehnrecht verkündet wurde. Durch die Scholastik und die Kreuzzüge gewann die Kirche ein anderes Gesicht. Die stolzen romanischen Dome in der Emilia und der Lombardei, in Venetien und Tuscia, alle am Ende des 11. und in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts erbaut, waren nicht nur Symbole der kirchlichen Macht, sie legten auch Zeugnis für die aufblühende städtische Wirtschaft ab. Im Lauf des 12. Jahrhunderts formte sich in den Städten der Klassengegensatz zwischen den wohlhabenden Ständen, der Großkaufmannschaft und dem Adel einerseits, den in den Zünften organisierten kleinen Handwerkern und Gewerbetreibenden andererseits, immer stärker heraus. Pisa, Genua und Venedig entwickelten sich am schnellsten, vor allem durch den Orienthandel, der mit den Kreuzzügen empor schoß. Auch in Rom versuchte das demokratische Volk unter Arnold von Brescia, in Erinnerung an die alte römische res publica, sich zum bestimmenden Faktor aufzuschwingen. Friedrich Barbarossa geriet in Konflikt mit

diesen aufblühenden bürgerlichen Stadtrepubliken. Die Koalition des Papsttums mit den Normannen und den oppositionellen Städten gegen das Kaisertum bereitete sich vor. Die Staufer, besonders Heinrich VI, versuchten zu erreichen, was den Karolingern und Ottonen nicht gelungen war: die Vereinigung Süditaliens mit dem Kaiserreich des Westens. In dem normannischen Staat fanden die Staufer ein gefügiges modernes Instrument für ihre Macht. Friedrich II, der mehr als Sizilianer galt denn als Deutscher, war eigentlich der erste moderne Fürst. Schon vor ihm hatte sich in Süditalien der reine Lehnstaat unter der Einwirkung römisch-byzantinischer Institutionen und Anschauungen auf gewirtschaftlicher Grundlage zur Monarchie ausgebildet. Nur auf solcher Grundlage und unter einem wohlgeordneten Steuersystem ließ sich ein Söldnerheer und eine Beamtenbureaucratie aufbauen. In diesem Normannenstaat entwickelte sich bereits ein Merkantilismus, wie ihn sonst erst der Absolutismus des 17. Jahrhunderts kannte. Wie im 18. Jahrhundert kam schon hier der aufgeklärte Despotismus in diesem modernen Staatswesen den unteren Ständen zugute, die er gegen die Übergriffe der Barone schützte. Trotzallem war das Schicksal des deutschen Kaisertums schon damals entschieden. Die Fürsten und die Städte, dazu das emporsteigende französische Königtum waren die Mächte der Zukunft.

Noch einmal hat Dante, in seiner Monarchie, es unternommen die Idee des universalen Kaisertums zu verherrlichen. Die Keime des Neuen sprengten den alten Rahmen. Neue geistige Strömungen, wie die der Waldenser und Albigenser, wurden als ketzerisch verfolgt, auch von dem sonst so modernen Friedrich II, während Franziskaner und Dominikaner von der Kirche als Orden anerkannt und benützt wurden. Mit der Franziskanerbewegung hängt die neue Kunstentwicklung zusammen, die sich in einem Giotto ausspricht. Voraussetzung, sicher aber nicht Ursache, wie ein dogmatischer Scheinmarxismus fälschlicherweise annimmt, aller dieser neuen kulturellen Strömungen war die aufblühende kapitalistische Wirtschaft, die sich in Italien bedeutend früher als sonstwo in Europa entfaltete. Durch seine langen Küsten und seine Lage im Mittelmeer war Italien im Zeitalter der Kreuzzüge und Orientfahrten zum Welthandel prädestiniert, bis es mit der Verlegung des Seewegs nach Ostindien und der Entdeckung Amerikas

seine Rolle an die atlantischen Seemächte Spanien, Portugal, Holland, England abtreten mußte. In Italien, in Rom floß auch das erste größere Kapital durch die zahlreichen päpstlichen Einnahmequellen zusammen; dadurch entwickelte sich das Bankgeschäft, zum Beispiel der Medici. Gegen diesen päpstlichen Kapitalismus wandte sich dann ja, anlässlich des Ablaßhandels, die lutherische Bewegung der nordischen Völker. Florenz wurde am Ausgang des Mittelalters mehr und mehr zur bedeutenden Gewerbestadt, hauptsächlich durch Woll- und Tuchhandel und das Wechselgeschäft. Die Führung in der Stadt hatte ein reiches städtisches Patriziat. Florenz wurde der Schauplatz dauernder sozialer Verfassungskämpfe, die unter den Medici zu einer Art Demokratie führten.

Das deutsche Kaisertum war im großen und ganzen aus Italien verdrängt, während den Päpsten im französischen Königtum ein neuer gefährlicher Gegner erwuchs. Maßgebend ist in diesem Punkt der Zusammenstoß des Papstes Bonifaz VIII mit Philipp IV von Frankreich zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Die Päpste siedelten nach Avignon über. In Italien kamen indessen die Söldnerbanden immer mehr zur Macht, die von den einzelnen Städten und Staaten unter Führung der Condottieri gehalten wurden. Jakob Burckhardt hat uns solche Söldnerführer sehr anschaulich als Zeittypen dargestellt. Die Kämpfe zwischen Ghibellinen und Guelfen lösen sich in ein wirres Durcheinander auf; ein Kleinkrieg aller gegen alle entbrannte. In Süditalien hält sich, abgesehen von dem frühzeitig losgesprengten Sizilien, das Reich der Anjous; in Mittelitalien bleibt der Block des Kirchenstaates bestehen, während sich Norditalien in lauter kleine Signorien auflöst. Überall in den italienischen Städten wächst die Macht der Zünfte, des Popolo, bis sie der Gewalt der Tyrannen weichen müssen. In jeder Stadt bekämpften sich die Geschlechter untereinander. Italien drohte gänzlich auseinanderzubrechen. Doch die neue nationale Kultur der Renaissance gab ihm einen innern Zusammenhalt.

Italien in der Renaissance Den Kulturmittelpunkt bildete im 15. Jahrhundert nicht mehr Rom sondern das Florenz der Medici. Die Gestalten dieser Medici sind uns aus der Kunstgeschichte, besonders durch die großartigen Grabdenkmäler Michelangelos, aber auch durch die Dichtung bekannt.

Savonarola, der Asket und Bußprediger, der in solchem Gegensatz zu der Lebensfreude der florentinischen Gesellschaft stand, war von jeher ein Stoff, der zu dichterischer Behandlung reizte. Diese reiche Kultur konnte sich wieder nur auf einer reich entwickelten Wirtschaft aufbauen. Ohne eine gewisse Anhäufung von Geld wären der Luxus und die Kunstpflege gar nicht möglich gewesen, die in der aristokratischen Oberschicht von Florenz zu Hause waren. Nur in einer Gesellschaftsklasse, deren Bildung durch Kapitalbesitz gesichert war, konnten sich der feine Individualismus und die losgelösten Persönlichkeiten entfalten, die wir aus der italienischen Renaissance kennen. Während die mittelalterliche Welt trotz allen Abstufungen in sich ein alle Volksschichten umfassendes Ganzes war, das auch von dem Einfachsten in seinem Gehalt verstanden wurde, stellte die neue Renaissancebildung eine ausgesprochene Luxuskultur dar, die sich von der Kirche, dem bisher gemeinsamen Lebensgrund, loslöste und sich ihr Gesetz aus einer, der Masse fremden Welt des klassischen Altertums vorschreiben ließ. Freilich war in Italien und selbst in Frankreich als einem romanischen Land die Renaissance der römischen Antike nicht so volksfremd wie in Deutschland. Dort hatte die Antike nie ganz aufgehört zu wirken. Italien wurde zur Zeit der Renaissance, also Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, zum Spielball fremder Mächte. Es sei nur an den Zug Karls VIII von Frankreich im Jahr 1494 erinnert, den Ranke in seinem Erstlingswerk so glänzend dargestellt hat. Das Land wurde von spanischen Truppen wie von deutschen Landsknechten unter Frundsberg durchzogen. Der Papst Julius II hatte zwar den Kirchenstaat gerettet, doch der Süden gehörte den Spaniern, der Norden stand unter deutscher Vorherrschaft. Im 16. Jahrhundert wurde Rom, besonders unter dem Medicäer Leo X, dem Antipoden Luthers, zum Mittelpunkt der Kultur, trotz dem politischen Niedergang Italiens. Karl V vereinigte noch einmal eine ungeheure Macht, die sowohl Ober- wie Unteritalien umspannte und dadurch, ebenso wie durch die lutherische Bewegung, das Papsttum in der Hand hatte. Der Papst Hadrian VI machte dem lebensfreudigen Treiben in Rom ein Ende. Der Sacco di Roma und die Kapitulation von Florenz sind die äußeren Wendepunkte in der Kulturgeschichte Italiens; sie beschließen das Zeitalter der Renaissance. Doch

lange noch gilt das äußerlich überwundene Italien als Lehrmeister Europas. Dafür zeugen die Dichter Ariost und Tasso, die italienische Musik und Baukunst wie der Einfluß der italienischen Malerei auf den Norden. Macchiavelli durchschaute das staatliche Leben seiner Zeit im Anfang des 16. Jahrhunderts in voller Schärfe und suchte nach einer Staatsmacht, die der Auflösung Italiens Halt gebot. Ihm steht der Staat, nicht mehr das Individuum im Mittelpunkt. So wächst seine Staatsanschauung schon in die kommende Zeit des fürstlichen Absolutismus hinein. Der von Macchiavelli geforderte italienische Nationalstaat wurde erst im 19. Jahrhundert geschaffen.

Eine wichtige Ergänzung zu Jakob Burckhardts bekanntem Meisterwerk *Die Kultur der Renaissance in Italien* stellt *Eberhard Gotheins*, des 1923 verstorbenen Heidelberger Historikers und Nationalökonomens, Abhandlung *Die Renaissance in Süditalien* dar, die als 1. Band seiner von Edgar Salin nach seinem Tod herausgegebenen Schriften zur Kulturgeschichte der Renaissance, Reformation und Gegenreformation erschien (München, Duncker & Humblot). In farbenprächtiger Einzelschilderung werden in diesem Werk mosaikartig die verschiedenen Gestalten und Faktoren des süditalienischen Lebens der Zeit gezeichnet: die Barone, die Saggi der Stadt Neapel, das niedere Volk, fremde Elemente, die Geistlichkeit und die religiösen Zustände, die Fürsten, die Humanisten. Das neapolitanische Königreich zeichnet sich vor dem übrigen Italien vor allem dadurch aus, daß sich allein hier das Lehnswesen in vollem Umfang erhalten hatte. Doch waren die sehr selbständigen Lehnsherren nur durch ein äußeres Band zusammengeschweißt. Bergland begünstigt ohnehin den Zerfall in kleinere Territorien. Die großen Barone nutzten das Lehnswesen lediglich für ihren eigenen Vorteil aus. Sie sind typische Renaissanceemenschen, auf Ruhm und Macht bedacht. Ihre Vasallen, meist kleine Bauern, sahen diese Barone als Untertanen an, sie beuteten sie wie Leibeigene aus. Bei der vom Staat geförderten merkantilistischen Geldwirtschaft suchten sie sich auch durch Handelspekulationen kräftig zu bereichern. Der kleinere Stadtadel war oft an der Staatsverwaltung beteiligt, die dadurch gekennzeichnet war, daß sie eine Fülle von Ämtern umschloß. Eine andere Einnahmequelle bildete der Dienst der Kirche. So wurden die Barone Vorläufer

des spätern Hofadels im Absolutismus, Politiker und Diplomaten, die sich fügen und schmiegen mußten, die in jedem Sattel gerecht waren und mit jedem Wind zu segeln verstanden. Mehr oder weniger waren sie im Besitz der neuen humanistischen Bildung. Die Lage des niedern Volkes war je nach der Beschäftigung des einzelnen sehr verschieden. In der Ebene herrschte älteste intensivste Bodenkultur, in den Gebirgs- und Steppenstrichen wurde der Boden nur flüchtig bearbeitet. In Neapel konnte sich freies kommunales Leben nicht entfalten, da es zu sehr Residenzstadt war. Wie im alten Rom suchte dort die Regierung das Volk durch Getreidespenden gefügig zu erhalten. Sonderbarerweise liegen die meisten humanistischen Schilderungen des Volkslebens aus Neapel vor. Während sich sonst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Humanisten durchaus fern vom Volk hielten, ja sogar Wert auf einen solchen Abstand legten, dem Volk entweder keinerlei Beachtung schenkten oder es phrasenhaft als Nachfolger des römischen Volkes im Altertum verherrlichten, erlebte der italienische Humanist in Süditalien das neapolitanische Volksleben wie ein buntes fremdes Spiel im Ausland. Mit Ironie oder Humor betrachtete er dieses bunte Treiben des neapolitanischen Volkes. Im Gegensatz zum Adel nahm er gern an diesem Volksleben mit seinen lustigen Neckereien teil. Er fühlte in sich schon den Abstand, den er nicht wie der einheimische Adlige äußerlich zu wahren brauchte. Nur der neapolitanische Volksdialekt fand bei den Humanisten keine Gnade. Der bedeutendste Dichter, den Süditalien hervorbrachte, Torquato Tasso, hat jede Erinnerung an seine Heimat abgestreift. Im Volk selbst lebten aber die Mysterienspiele, ebenso Spott- und Hohnlieder.

Neben einzelnen Humanisten finden wir in Süditalien besonders zahlreiche, in ganzen Kolonien lebende Griechen. Es ist sehr fraglich, ob diese griechischen Einwanderer wirklich so viel zur Entwicklung der klassischen Studien in der italienischen Renaissance beigetragen haben wie man früher allgemein annahm. Juden und Marannen kamen als Flüchtlinge vom Westen. Zuletzt erliegt das gesamte Kulturleben Süditaliens spanischem Einfluß. Süditalien war das Land, in dem Aberglaube und Unglaube sich gleich stark auslebten. Die Phantasie der Südländer lieb den dunklen Mächten gar bald eine greifbare Gestalt, stellt sich in ein mystisch bizarres, ja vertrau-

liches Verhältnis zu den Dämonen, gleichviel, ob es sich dabei um den Erzengel Michael, den heiligen Januarius oder den Zauberer Virgil handelt. Von oben herab wurde dieser Hang des Volkes zum Wunderglauben bewußt gepflegt. Am volkstümlichsten blieb, wie übrigens zur gleichen Zeit auch in Deutschland, der Madonnenkult. Eine hervorragende Rolle spielte auch der Reliquienkult als Folge der Märtyrerverehrung. In Neapel wurde der Heilige Januarius zum Stadtheiligen; Goethein widmet in seinem Werk dieser Gestalt eine besonders eingehende Darstellung. Die gesamte Abhandlung bildet ein Meisterstück kultur- und religionsgeschichtlicher Geschichtsschreibung.

Sentimentale Mystik Das Buch *Max Wiesers* Der sentimentale Mensch, gesehen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert /Gotha, Friedrich Andreas Perthes/ eröffnet uns den Blick auf die uns bis dahin noch verschlossene Welt des Mystizismus, die in ihrer Eigenart tieferes Interesse verdient, aber auch als Verbindung des Sturms und Drangs mit der Romantik äußerst wichtig ist. Es handelt sich etwa um die Periode von 1700 bis 1770, die in der Kunstgeschichte nach langer Vernachlässigung zum Beispiel durch die Studien Wilhelm Pinders über das deutsche Barock erst in ihrer baukünstlerischen Kraft verständlich gemacht wird. Es ist die Zeit eines Bach und Händel, die auch mit den Gefühlsströmungen des Pietismus zusammenhängen. Dieser hatte bekanntlich starke Bedeutung für die empfindsame Dichtung und Lebenshaltung überhaupt, für das Schaffen Klopstocks und des jungen Goethe. Wieser durchleuchtet diese Zeit auf Grund reicher Quellenkenntnis neu in ihren mystischen Vertretern; er stellt sie wie eine Krankheitsgeschichte dar, eine Art Massenkrankung, wobei er psychoanalytische Methoden und Begriffe anwendet. Die Sentimentalität als ein ungesundes Überwuchern der Gefühle, die in gar keinem Verhältnis zur Wirklichkeit mehr stehen, wird von ihm aus der spanischen Mystik des 13. und 14. Jahrhunderts abgeleitet (Heilige Theresia), die im 17. Jahrhundert den Erzbischof Fénelon aus der Hofwelt Ludwigs XIV auf das stärkste beeinflusste. Fénelon und der von ihm ausgehende französische Mystizismus übte nun über Holland hinüber wieder eine tiefe Wirkung auf das deutsche Geistesleben im 18. Jahrhundert, teil-

weise auch auf das englische, aus. Er wurde ebenso wie die deutsche Sentimentalität durch die völlig unsentimentale Gestalt Napoléons überwunden. In lebhafter Farbenschilderung ziehen die sentimentalsten Mystiker an uns vorüber; erwähnt sei der aus Goethes Jugendzeit bekannte Gottfried Arnold, der Verfasser der Kirchen- und Ketzehistorie, wie der Großheim Goethes, Michael von Loën. Aus englischen Wochenschriften geht der Einfluß englischer Sentimentalität auf Norddeutschland hervor. Wiesers Buch gehört zu den Pionierleistungen, die uns in eigenartiger Beleuchtung Neuland erschließen.

Totenliste

Ende Januar 1925 starb der ordentliche Professor für neuere Geschichte an der Universität Münster *Aloys Meister*, im Alter von 58 Jahren. Seine Forschungen galten vor allem der Geschichte des deutschen Mittelalters. Er schrieb die Geschichte der Grafschaft Mark und des Herzogtums Westfalen.

Im Februar starb in Prag der russische Geschichtsforscher *Nikodem Kondakow*, 81 Jahre alt. Er galt als der beste Kenner der byzantinischen Kultur- und Kunstgeschichte.

Ende März starb in Philadelphia der Assyriologe und Orientforscher *Hermann Hilprecht*, im Alter von 65 Jahren. Hilprecht stammte aus Anhalt, studierte in Leipzig und ging nach Vollendung seiner Studien nach Amerika, wo er Professor an der Pennsylvaniauniversität in Philadelphia wurde. 1888 leitete er die Ausgrabungen dieser Universität in der altbabylonischen Stadt Nippur. Von 1893 bis 1907 reorganisierte er die Babylonische Abteilung des Ottomanischen Museums in Konstantinopel.

Fast 70 Jahre alt, starb Mitte April der Baseler Geschichtspräsident *Rudolf Wackernagel*, lange Zeit Stadtarchivar des Kantons Basel Stadt, deren Historiker er wurde. 1919 gab er eine Geschichte der Elsässer heraus.

Am 10. Juli starb in Rom, im Alter von 66 Jahren, der berühmte italienische Archäologe *Giacomo Boni*, dem die Ausgrabungen am Forum Romanum und am Palatin zu danken sind. Sie haben Bonis Namen weltbekannt gemacht. Am großartigsten waren Bonis Erfolge bei den Palatingrabungen, die fast ausschließlich durch seine langjährige Arbeit ermöglicht wurden. Er legte hier den Palast Domitians mit allen seinen Architektur- und Kunstresten bloß. Mussolini hat seine Arbeiten und Pläne lebhaft gefördert.

Ende August starb in Breslau der Archivdirektor *Ezechiel Zivier*, der als Kenner des europäischen Ostens, besonders Polens, weithin bekannt war. Er schuf das Pleßsche Archiv, das jetzt für das Studium der Ostfragen unentbehrlich ist, und gab in der von Oncken herausgegebenen Allgemeinen Staatengeschichte /Gotha, Friedrich Andreas Perthes eine Geschichte Polens heraus.

Im Oktober starb an den Folgen eines Unfalls, 74 Jahre alt, der Historiker *Felix Liebermann*, der Bruder Max Liebermanns. Seine Arbeiten galten vor allem der englischen Rechts- und Verwaltungsgeschichte. Er gab ein Gesetzbuch der Angelsachsen heraus, ferner 2 Bände der *Monumenta Germaniae*, die die Berichte englischer Chronisten über das mittelalterliche Deutschland enthalten; endlich hat er viele Studien über Sprache, Literatur und Recht des mittelalterlichen Englands veröffentlicht. Am 22. Dezember starb in Helsingfors der finnländische Historiker *Magnus Gottfried Schybergson*, dessen Untersuchungen über das Zeitalter Gustav Adolfs besonders bekannt geworden sind. In Onckens Allgemeiner Staatengeschichte erschien seine politische Geschichte Finnlands 1809 bis 1919. 20 Jahre lang redigierte er die *Finsk Tidskrift*.

Kurze Chronik Die Rubenowstiftung der Universität Greifswald stellt zum 1. März 1929 die folgende **Preisauflage**: »Die mittelalterlichen Familiennamen einer pommerischen Stadt sollen auf Grund des archivalischen und gedruckten Materials historisch und sprachlich untersucht und dargestellt werden. Nach Möglichkeit ist die Untersuchung auch auf die Vornamen auszudehnen. Die Beschränkung auf einen bestimmten größeren Zeitausschnitt kann bei überreicher Stofffülle gestattet sein.« ◊ In Berlin hat sich eine wissenschaftliche Vereinigung gebildet, die sich die Erforschung der Sprachen und Kulturen des Alten Orients zur Aufgabe setzt: die *Altorientalische Gesellschaft*. Ihre Forschungsarbeit erstreckt sich auf alle Länder Vorderasiens, die unter dem Einfluß der mesopotamischen Kultur gestanden haben, also Babylonien und Assyrien, Kleinasien, Armenien, Elam, Iran, Syrien, Palästina und Arabien. Das Organ der Gesellschaft sind die Mitteilungen der Altorientalischen Gesellschaft. ◊ Der Berliner Privatdozent für Archäologie *Karl Lehmann* geht nach Heidelberg, wo er als Nachfolger Schweitzers, der nach

Königsberg berufen wurde, Assistent am Archäologischen Institut wird. Seine öffentliche Antrittsvorlesung handelte über das Thema *Der Palatin*. \diamond Nach W. Webers Weggang aus Tübingen wurde der dortige Privatdozent *Joseph Vogt* zum Professor der alten Geschichte ernannt. Er liest über Kulturgeschichte des Hellenismus und der römischen Kaiserzeit. \diamond Der Privatdozent in Hamburg *Johannes Hasebroek* folgte einem Ruf auf den Lehrstuhl für alte Geschichte an der Universität Zürich, an Stelle E. Täublers, der nach Heidelberg ging. \diamond An der Technischen Hochschule in Danzig *habilitierte* sich der Staatsarchivar *Erich Keyser* für mittlere und neuere Geschichte. \diamond In der Rundschau *Bildende Kunst* wurde bereits des 75. Geburtstags *Georg Dehios* gedacht. Noch in den letzten Jahren hat der Gelehrte als Zusammenfassung seiner Lebensarbeit eine große 3bändige Geschichte der deutschen Kunst geschrieben, die in großzügiger und gründlicher Weise den Gang deutscher Kunst als Kultur- und Volksausdruck verfolgt. Schon früher gab er, zusammen mit G. von Bezold, eine Geschichte der kirchlichen Baukunst des Abendlandes heraus, ein Musterbeispiel entwicklungsgeschichtlicher Synthese. Sein mehrbändiges Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler ist jedem kunstliebenden Wanderer vertraut. Einzeluntersuchungen wiesen den Stilzusammenhang der Reimser und Bamberger Skulpturen nach und zeigten das Barock als regelmäßig in der deutschen Kunst wiederkehrendes Stilprinzip. Der Gelehrte stammt aus Reval. Er wirkte in München, Königsberg, Straßburg, wo er bis zum Kriegsende blieb. Seitdem lebt er in Tübingen.

Literatur

Die eigentümliche, immer wieder fesselnde Persönlichkeit *Wallensteins* schildert *Paul Wiegler* nach den Urkunden. Er bezeichnet sein Buch, das bei Ullstein in Berlin herauskam, als die »Geschichte eines Herrscherlebens«. \diamond Ein Werk, das mit lieben alten Vorstellungen aufräumen will, ist *Werner Hegemanns* Buch über *Friedrich II* (*Fridericus* /Dresden, *Jakob Hegner*). Es kann nicht als streng wissenschaftlich gelten, ist mehr im Plauderton geschrieben. Es stecken viel geistreiche Züge in der Schrift. Hegemann will einen Nationalhelden entthronen, dessen Vergottung für die deutsche und europäische Zukunftsgestaltung gefährlich werden könnte. Nun war in der Tat gerade *Friedrich II*

kein deutscher Nationalheld in dem üblichen völkischen Sinn; hat er sich doch trotz der Schlacht bei Roßbach, geistig, wirtschaftlich und politisch auf die Franzosen gestützt. Dafür gibt *Hegemann* zahlreiche Belege. Aber ist das ein Grund kein gutes Haar an *Friedrich* zu lassen? Für einen europäisch empfindenden Deutschen sicherlich nicht. Weil er ihn vernichten will, mag *Hegemann* dem Preußenkönig nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Buch ist von maßgebenden Historikern abgelehnt worden; der Verfasser klagt sie deshalb des Borussentums an. Jedemfalls wirkt *Hegemanns* Werk anregend, so sehr es auch zum Widerspruch herausfordert. Die mythische Bedeutung solcher Gestalten wie *Friedrich* wird durch eine analytisch-negative Kritik nicht erschüttert. \diamond Über *Robespierre* schrieb *Hans von Hentig* /Stuttgart, *Julius Hoffmann*/. Daß das Buch nach seinem Untertitel »Studien zur Psychopathologie des Machttriebes« geben will, kennzeichnet die geistige Stellung des Verfassers. 1¼ Jahrhundert nach dem Ende *Robespierres* dürfte eine neue, sachliche Auffassung dieser geschichtlichen Persönlichkeit und Kraft an der Zeit sein. Mit Krankheitsvorstellungen kommt man da ebensowenig aus wie mit vermeintlich moralischen Urteilen. \diamond Eine höchst lebendige Schilderung der Zeit des Absolutismus auf Grund guter Quellendarstellungen gibt *Paul Kampffmeyer* unter dem Titel *Deutsches Staatsleben vor 1789* heraus /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. Das Buch soll dem Verständnis der deutschen Gegenwarts politik dienen, also das Lebendige in der Geschichte aufweisen. Es wendet sich vorzüglich auch an den Staatsbürger, zumal den jungen, der seine eigene Zeit in ihrer geschichtlichen Verwurzelung verstehen will, und wird, richtig gelesen, sicher seine Bestimmung erfüllen. \diamond Ein hübsches, interessantes und empfehlenswertes Bändchen mit Bildern nennt *Heinrich Cunow* *Politische Kaffeehäuser*, *Pariser Silhouetten* aus der Großen französischen Revolution /Berlin, J. H. W. Dietz Nachfolger/. \diamond Ein Buch voll Leben ist die von *Hermann Wendel* herausgegebene und eingeleitete Selbstbiographie des Verfassers des berühmten oder berüchtigten *Pfaffenspiegels* *Otto von Corvin* /Frankfurt, Frankfurter Sozietätsdruckerei/. Es führt uns von dem elterlichen Haus in Ostpreußen durch Kadettenhaus, Leutnantsleben bis zu *Corvins* Wirk samkeit als Schriftsteller, seiner Beteiligung an der Revolution von 1848-1849.

ins Zuchthaus und schließlich nach Amerika. Diese Lebenserinnerungen sind sehr unterhaltsam zu lesen und haben zugleich bedeutenden geschichtlichen Gehalt. ◊ Unter dem Titel *Die Folgen der Reformation* / München, Duncker & Humblot/ ließ *Hugo Ball* ein in der Kriegszeit geschriebenes Büchlein erscheinen, das das deutsche Schicksal der Neuzeit für eine Folge der Tat Luthers erklärt, die er als die Ursache aller Übel betrachtet. Das Buch atmet Kampfgeist; es erklärt sich aus der extrem antipreußischen antimilitaristischen Stellung des Verfassers während des Krieges. »Wenn wir die Reformation, Luther und den Protestantismus bekämpfen, geschieht es, weil wir in ihnen die Hauptbollwerke einer nationalen Isolation erblicken, die fallen muß, soll die einige Menschheit erstehen.« Das Buch will also absichtlich nicht gerecht sein sondern angreifen, zerstören, selbst auf die Gefahr der Ungerechtigkeit hin. Ball tritt, wie schon früher Ernst Bloch, für Thomas Münzer, den großen fanatischen Gegner Luthers, ein. »Wann wird ihm Deutschland ein republikanisches Denkmal setzen?« Die Auffassung des Verfassers über die Reformation hat eine gewisse Verwandtschaft mit der des katholischen Historikers Janssen. Das pazifistische Moment kreuzt sich da mit einer bestimmten katholischen Anschauung. Das Kapitel *Die intelligible Freiheit* wendet sich gegen die angebliche Überschätzung der Kantischen Philosophie, die auch als Konsequenz der Reformation aufgefaßt wird. Das Kapitel *Preußen* und die Weltseele kämpft gegen Hegel und die preußische hegelianische Staatsphilosophie. Der Verfasser stützt sich hier auf die irrtümliche, aber besonders auch im Ausland weit verbreitete populäre Meinung, die in Hegel nur den Verherrlicher des preußischen Machtgeistes sieht. Das Kapitel *Immoralisten* allerwege setzt sich mit dem Sozialismus, besonders mit Lassalle und Marx, ferner mit Bismarck und Nietzsche auseinander. Doch die Kritik Balls ist wie Luther so auch Lassalle und Marx gegenüber mehr giftig herabsetzend als positiv aufbauend. Ball wendet sich vor allem gegen die seiner Meinung nach im deutschen Sozialismus herrschende Gewaltanbetung und Verachtung der geistigen und religiösen Tendenzen. Das Buch enthält zweifellos ansprechende Einzelheiten. Im ganzen ist aber das Urteil des Verfassers zu wenig eindringend. Der Kern der Dinge wird kaum berührt; das Verständnis wird durch Raisonement ersetzt.

KUNST

Musik / Max Buiting

Modernes Solistenkonzert Die moderne deutsche Musik unterscheidet sich von der anerkannten Musik der Vorkriegszeit wesentlich in 2 Momenten. Das eine ist technischer Art. Eigentlich nur hier sind die jungen Komponisten wirklich revolutionär und gleichzeitig ganz neuartig produktiv gewesen. Die alten Regeln des musikalischen Satzes wurden endgültig abgestreift. Schrieb man früher nach der Regel, so stellt man die Regel heute beim Schreiben auf; von vornherein achtet man sich an nichts gebunden. Diese Wandlung verursachte, daß die Technik in hohem Maß beachtet wurde, und zwar so sehr, daß manches von den Werken, die uns vor einigen Jahren als besonders kühn und eigenartig erschienen, mit den Jahren wohl nur als Beispiel der Revolution in unserer musikalischen Technik erhalten blieb. Auch heute noch spielt das in weitem Umfang Technische eine große, oft täuschende Rolle. Aber das Verantwortungsgefühl ist doch schon stark gewachsen, und immer mehr wird unter Beibehaltung der völligen Freiheit die Technik bewußt als Mittel angesehen und höheren Gesichtspunkten dienstbar gemacht. Bei aller Freiheit wird sie daher strenger und nirgends willkürlich. Der andere Gegensatz der heutigen zur Vorkriegsmusik liegt im Geistigen. Die moderne Musik will nur Musik sein, sie versucht von romantischer Stimmung ebenso loszukommen wie von programmatischer oder begrifflicher und intentionaler Symbolik. Daher ist sie wesentlich dem ganzen 19. Jahrhundert, einschließlich eines großen Teiles Beethovens, vollkommen entgegengesetzt. Merkwürdigerweise sind nun aber in der Gestaltung ihrer rein musikalischen Schöpfungen die jungen Komponisten zum großen Teil gar nicht originell gewesen. Sie lehnen sich immer wieder an alte Formen so stark an, daß bei all diesen Fugen, Passacaglien usw. nur die Freiheit der Technik neuartig ist. Das geistig Neuartige ist bisher zum großen Teil einfach der Gegensatz zum vorigen Jahrhundert; der bedeutet aber oft stark den Anschluß an noch frühere Zeiten. Und ebensowenig spontan schöpferisch war die junge Musik bisher in der Wahl ihrer Ausdrucksmittel. Die Hinneigung zur Kammermusik war geistig begründet, auch die Bevorzugung der Blasinstrumente. Alle weiteren Schritte scheinen aber in erster Linie Versuche zu sein

Orchester, Chor usw. der neuen Technik dienstbar zu machen. Ein selbstverständliches Organ, so wie es das Jazzorchester für den neuen Tanz ist, hat die neue ernste Musik noch nicht gefunden. Die Zusammenstellungen der Kammermusik vom Duo bis zum Kammerorchester scheinen noch am meisten evident. Es ist eine interessante Frage, ob die Komponisten lernen werden für die gegebenen Instrumente und deren Zusammensetzung zu schreiben, das heißt, ob sie eine evidente Interpretation ihrer Geistigkeit durch die Gegebenheiten erreichen werden. Vielen scheinen die Aussichten gering. Denn die Versuche das Problem von anderen Seiten zu lösen werden immer zahlreicher. Man geht vom Jazzorchester aus, schreibt dafür ernste Musik, oder man beschäftigt sich mit Kompositionen für mechanische Musikinstrumente.

Einstweilen versucht die junge deutsche Musik recht oft neuen Wein in alte Schläuche zu gießen. Diese Versuche sind an sich praktisch gerechtfertigt. Chöre und Orchester wollen Neues spielen, Solisten wollen für neue Kunst eintreten. Wie weit unserm sonstigen Leben das alles ädaquat ist, scheint eine ganz andere, vielleicht ernste Frage zu sein. So ist nun auch in den letzten Jahren eine Reihe Solistenkonzerte von modernen Komponisten geschrieben worden. In der Technik sind sie alle modern. In der Gestaltung lehnen sie sich zum Teil an alte Formen noch immer stark an. In der Geistigkeit erscheinen sie mit wenigen Ausnahmen als Kompromiß; denn die Sätze, in denen man frischen neuartigen Geist spürt, erscheinen am wenigsten spontan als Konzert erschaffen. Die wirklich konzertanten Stücke dagegen bleiben alte Kunst in der neuen Technik. Die Tatsache, daß man ein Soloklavier vom Blasorchester begleiten läßt, hat noch nichts mit neuer Kultur gemein; so etwas ist für Musik des 18. Jahrhunderts ebenso denkbar.

Am stärksten erscheint der Kompromiß oder auch dieser Gegensatz bei den Werken *Ernst Kreneks* (Klavierkonzert Opus 18 und Violinkonzert Opus 29 /Wien, Universaledition/) und dem Klavierkonzert *Igor Strawinskijs* /Berlin, Russischer Musikverlag/. Vom Satztechnischen abgesehen findet sich, zumal in den beiden Klavierkonzerten, wohl nichts, was nicht auch in anderen Zeiten hätte geschrieben werden können. Ein allzu geringer Wert des Stofflichen macht sie noch dazu wenig erfreulich. *Strawinskijs* Konzert mag in der Technik äußerst

fesselnd sein, ganz frei wird man von dem Eindruck nicht, daß es ihm eine Modelaune ist bachisch streng zu sein. Das Violinkonzert *Kreneks* ist an sich ein sehr schönes Musikstück, das seinen praktischen Zweck ausgezeichnet erfüllt. Daß diese Werke aus neuem Geist geboren oder für die neue Musik kennzeichnend, bedeutungsvoll sind, ist nicht festzustellen. Interessantes findet sich überall genug; das sagt aber weder über den Wert noch über den Geist der Sache etwas aus. Im Sinn unseres Problems sind die 3 Werke ziemlich primitive Versuche ein neues Solistenkonzert zu schreiben.

Ganz anders geartet sind das Cellokonzert Opus 35 *Ernst Tochs* /Mainz, B. Schotts Söhne/ und das Violinkonzert Opus 12 *Kurt Weills* /Wien, Universaledition/. Beide haben einiges Gemeinsame. Sie sind im Ornamentalen reich, dabei präzise in der Form und bleiben von Anfang bis zum Schluß Solistenkonzerte in dem Sinn, daß der Solist glänzen kann. Beide sind geschickt und klug, mit Überlegenheit gearbeitet und bedeuten innerhalb der Werke ihrer Schöpfer viel mehr als dies bei den oben genannten Klavierkonzerten *Kreneks* und *Strawinskijs* der Fall ist. Sie sind aber auch unleugbar etwas romantisch und effektvoller als moderne Musik sein will. *Weill* ist dabei herber und in seiner Linienführung strenger als *Toch*. Über den reinen Versuch sind beide nicht hinausgekommen; sie haben aus ihrer Persönlichkeit heraus Ausgezeichnetes geschaffen. Diese Werke haben etwas Vollenendetes in dem Sinn, daß sie Resultate zurückgelegter Wege sind; sie lassen weder in eine Entwicklung hineinsehen noch die Art des Weitergehens vermuten. Deshalb ist das Problematische bei ihnen stark zurückgedrängt; es ist trotz aller Freiheit wenig gewagt; sie stehen auf sicherem Boden, gefallen oder gefallen nicht, aber sie geben kaum Veranlassung die Frage der Möglichkeit eines modernen Solistenkonzerts aufzurollen. Sie sind modern, soweit es die Musik war, als die Werke entstanden. Aber man mag so gar nicht vom Werk aus in unbekannte Zukunft weiter sehen sondern bescheidet sich mit dem Ablauf dieses Musikgeschehens. Die Welt dieser Musik hört auf, wenn die Wirklichkeit ihrer Töne verklungen ist. Das ist anders bei *Krenek*, bei dem man über den Versuch hinaus die Möglichkeiten ahnt. Das ist ganz anders bei *Paul Hindemith* (Klavierkonzert Opus 36 Nummer 1, Cellokonzert Opus 36 Nummer 2, Violin-

konzert Opus 36 Nummer 3 (Mainz, B. Schotts Söhne/). Hindemiths Konzerte sind nicht gleichwertig. Beim Klavierkonzert ist sogar die Eindruckskraft der einzelnen Sätze recht verschieden untereinander. Einige Teile sind aber prachtvolle Stücke voll charaktervoller Festlichkeit, so besonders der 1. Satz des Klavierkonzerts und der Einleitungssatz (Signal) des Violinkonzerts. Hier ist auch die straffe Gestaltung neuartig. Und wenn andere Sätze nicht so sicher in eigener Weise geformt sind sondern stärker Anschluß an alte Musik suchen, so lebt in dieser Musik doch überall der Wille zur Form, der die einstige Reife der Persönlichkeit und des Stils erhoffen läßt. Aber, bei diesen eigenartigsten modernsten Teilen steht das Konzert als solches im Hintergrund. Beim Signalsatz des Violinkonzerts schweigt die Solovioline; wenn sie einsetzt, wird alles akademischer. Beim 1. Satz des Klavierkonzerts liegt ein Zwang diese Musik als Konzert zu erfassen kaum vor; man kann sich den Satz sehr gut als Orchesterstück vorstellen. Das Cellokonzert mit seinem schönen 3. Satz steht Händelschem Geist außerordentlich nahe; es ist in gewissem Sinn das einheitlichste der 3 Werke, weist aber auch nicht so charakteristische Teile auf wie das Violinkonzert. Das Eigenartige, Packende des Violinkonzerts liegt fast gar nicht im konzertanten Moment sondern ausdrücklich auf der Orchesterseite. Die Gesamtbearbeitung weist Möglichkeiten auf, deren Resultat vielleicht nicht das gewohnte Solistenkonzert ist. Vielleicht entsteht eine ganz andere Form auf diesem Weg, aus irgendeinem Grund möchte man den Weg verfolgen. Was hier noch unerfüllt ist, bedeutet ein Versprechen, das wertvoller ist als manche Lösungen. Dieses einen Konzerts wegen darf das Problem nicht aus der Beachtung unserer jungen Komponisten verschwinden. Alles in allem waren die Versuche Konzerte zu schreiben interessant und wertvoll. Daß unsere Literatur dabei um eine Anzahl schöner Musikstücke bereichert wurde, ist besonders erfreulich.

Volksmusik »Betrachten wir unser Volk im Hinblick auf die Musik und ihre Pflege, so finden wir es deutlicher denn je in 2 Lager gespalten. Das eine hat aus beruflichen, wirtschaftlichen oder traditionellen Gründen überreichen Anteil an ihr; das andere steht von vornherein und aus eben den selben Gründen entweder untätig neben ihr, oder aber es bewegt sich ...

musikalisch in einer Zone, die eine völlige Armut ihr gegenüber dokumentiert. So Fritz Jöde. Dazu betrachte man die Eigenart unseres Musikbetriebs, der die meisten Künstler zu Gewerbetreibenden stempelt, die sich in scharfer Konkurrenz um ein Publikum reißen. Dieses musikalische Publikum wie das ganze Volk wird aber durch die Überangebote musikalischer Darbietungen stumpf und passiv. Es hat je nach Niveau im Konzertsaal, Kaffeehaus, Kino oder im Haus am Radioapparat zu viele Möglichkeiten sein Verlangen nach Musik decken zu können. Die Passivität wird dem übersättigten Hörer geradezu aufgezwungen. Daß sein Verlangen nach Musik noch nicht tot ist, beweist die ungeheure Verbreitung der Musikapparate usw.; andererseits zeugt diese Tatsache dafür, wie kräftig die inneren Beziehungen der Menschen für Musik noch sind. Diese äußeren Zustände zu ändern und damit wertvolle Kräfte des Volkes freierwerden zu lassen ist gegenwärtig das Ziel vieler Kreise. Vor 4 Monaten wurde in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 59 und folgende) von den Reformen des preussischen Kultusministeriums besonders auf dem Gebiet der Schulmusik gesprochen. Eine andere wichtige Bewegung geht von Fritz Jöde aus und wendet sich an Jugend und Volk. Jöde will vor allem jene Passivität beseitigen. Er will das Volk (nicht das "Musikpublikum") an der Musikpflege aktiv teilnehmen lassen, und durch diese Aktivität, die immer weitere Kreise interessiert, soll jene Kluft überbrückt werden, von der seine anfangs zitierten Sätze sprechen.

Im Jahr 1924 berief Jöde eine Tagung nach Lobeda ein. Dort wurde die große Organisation offiziell errichtet, die heute über das ganze Reich verbreitet ist. Offiziell; denn in den Jahren 1918 bis 1924 war sie eigentlich spontan erwachsen, und was bis 1924 äußerliche Beziehung verwandter Bestrebung war, wurde nun straffe Organisation unter Führung Jödes. Der Keim zu dem Körper, der entstand, liegt in der Jugendbewegung früherer Jahre. Die Jugendbewegung selbst hatte bis 1924 mancherlei Wandlungen durchgemacht, nicht zuletzt auf musikalischem Gebiet. Es zeigte sich der Wille musikalisch Wertvolles innerhalb der Gemeinschaft zu bringen. Sollte er Resultate zeitigen, so mußte man den jungen Menschen die Wege ebnen, sie mußten so weit unterrichtet werden, daß sie singen und musizieren konnten. Welches Ausmaß und welchen Charakter hat diese Bewegung heute?

Es gibt jetzt in Deutschland etwa 400 Sing- oder Spielgemeinden. Aus vielen Gründen tritt das instrumentale Musizieren gegenüber dem Chorgesang stark zurück. Das Niveau der Chöre ist untereinander recht verschieden. Einige Chöre leisten Beträchtliches. So ist die Fähigkeit eines Berliner Chors sowohl im prima vista-Singen wie in anderer Beziehung erstaunlich; er singt alles auswendig, und eine Bachsche Motette auswendig zu singen ist recht viel. Diese Chöre machen dann Sängerfahrten, geben weltliche und geistliche Abendmusiken, in denen aber stets der Charakter der Volksmusik gewahrt ist; Kunstmusik bleibt Ausnahme. Man lese den Bericht über die Singefahrt der Märkischen Spielgemeinde nach Norwegen, im 2. Heft dieses Jahrgangs der Musikantengilde. Alle diese Singegemeinden stehen in Beziehungen zu einander; die Zentrale ist Berlin; und hier geben Fritz Jöde und Fritz Rensch die Zeitschrift heraus, die interessante Einblicke in das Wesen der gesamten Bewegung erlaubt.

Die Organisation hat weiterhin Musikschulen gegründet. Und zwar befinden sich Jugendmusikschulen (für Schüler von 7 bis 15 Jahren) in Berlin und Münster; für Köln wird eine projektiert. Volksmusikschulen (für ältere Schüler) sind in Berlin, Hamburg und Magdeburg. Daneben existiert eine Lehrerschulung, die in Berlin der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik und der Diesterweghochschule angegliedert ist. Das Wichtigste aber sind wohl die Tagungen. Aus einem kleinern Kreis besonders der Sache verbundener Führer, die in Berlin leben, reisen einzelne dauernd im Reich umher und halten Tagungen (Kurse) für Lehrer, Pfarrer, Jugendpfleger und -führer ab, unterrichten diese in den Gesichtspunkten, nach denen sich die Leitung beste Resultate verspricht. Zu diesen Tagungen finden sich im Durchschnitt 150 bis 200 Teilnehmer; sie dauern 4 bis 8 Tage. Besonders zu betonen ist, daß die ganze Organisation weder politisch noch religiös in bestimmter Weise orientiert ist. Es gibt Chöre, in denen links und rechts Organisierte mit einander friedlich musizieren.

Daß diese durch Jöde organisierte Musikbewegung in Jugend und Volk heute bereits einen mächtigen Faktor in unserem kulturellen Leben darstellt, kann nicht geleugnet werden. Ob sich die großen Ziele der Führer verwirklichen werden, kann nur die Zukunft lehren. Solange die Bewegung ein Mittel bleibt der Jugend und dem Volk die Möglich-

keiten zur Musikpflege in eigener freier Wahl zu verschaffen, wird sie auch sicher wertvoll sein. Nur dürften die Musik und die musikalische Erziehung nie Mittel werden der Jugend und dem Volk irgendeine Gesinnung aufzuoktroyieren; ein pädagogischer Drill würde niemals eine freie Volkskunstpflege ermöglichen. Es soll doch erreicht werden, daß tätige Jugend und tätiges Volk sich selbst ihre kulturelle Gemeinschaft schaffen.

Man hat der Bewegung vorgehalten, daß sie einstweilen so wenig moderne Musik praktisch ausübt. Dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt. Denn einmal ist unsere moderne Musik heute eine Kunstmusik, die sich kaum für diese Bewegung eignet. Wichtiger ist aber, daß die Musikantengilden heute gerade die Musik des 16., 17. und 18. Jahrhunderts praktisch pflegen, die unseren modernen jungen Komponisten stilistisch-technisch ebenfalls sehr nahesteht. Wenn die Komponisten dann eines Tages für das Volk schreiben können, dann wird auch dies Volk so viel gelernt haben, daß es ihre Werke aufführen kann.

Wer sich über diese Bewegung eingehend informieren will, der nehme die folgenden Schriften zur Hand: Fritz Jöde Musikschulen für Jugend und Volk, Musik und Erziehung, Unser Musikleben, dazu die von Fritz Jöde und Fritz Rensch herausgegebene Zeitschrift Die Musikantengilde; alles im Verlag Georg Kallmeyer in Wolfenbüttel. Auch die Zeitschrift Melos hat im 12. Heft ihres 4. Jahrgangs darüber berichtet.

Totenliste

Am 14. Januar starb in Wien, 75 Jahre alt, der Cellist *Joseph Sulzer*, ein Sohn des Reformators der Synagogemusik Salomon Sulzer. Lange Jahre gehörte er dem Wiener Opernorchester an. Er komponierte verschiedene Konzertstücke für Violoncello, auch Lieder und Chöre. Das Synagogemusikwerk seines Vaters Schir Zion ist von ihm neu bearbeitet worden.

In Würzburg starb Ende Januar, im Alter von 76 Jahren, *Hermann Ritter*, der die Viola alta in Musikkreisen eingeführt hat. Er hat auch mehrere musiktheoretische Werke verfaßt.

Im hohen Alter von 94 Jahren starb am 2. März in Wien der Musikpädagoge *Julius Epstein*. Er hat instruktive Ausgaben der Klavierwerke Beethovens, Mendelssohns und Schuberts herausgebracht. Er war es auch, der die Bedeutung Mahlers frühzeitig erkannte; er hat sich sehr für ihn eingesetzt.

Am 11. März starb in Berlin der ungarische Violinvirtuose *Vörös Miska*, ehemaliger Musikdirektor in Wien. Als Primgeiger entusiasmierter er mit seiner Kapelle im Café das Berliner Publikum. Er hat auch verschiedene kleine Konzertstücke und eine Operette verfaßt.

Kurze Chronik Am 100. Todestag Beethovens hat das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung einen neuen staatlichen *Musikpreis* geschaffen. Die für begabte jüngere sowie für anerkannte ältere Komponisten bestimmte Summe in Höhe von 10 000 Mark wird am 26. März 1927 zum erstenmal verteilt werden. \diamond Anfang März wurde in Florenz ein *Museum für die Geschichte der Musik* eröffnet, dessen Grundstock von der von Ferdinand II von Toscana zusammengebrachten mediceischen Instrumentensammlung gebildet wird. Das Museum besitzt außerdem eine Anzahl sehr wertvoller bibliographischer Urkunden, wie die Codices des 15. und 16. Jahrhunderts und Erstausgaben von Peri, Palestrina und Scarlatti. Zur Einweihung spielte man Kammermusik auf den alten Instrumenten. \diamond Am 17. Januar wurde in Berlin eine *Gesellschaft der Freunde jüdischer Musik* gegründet. Das einleitende Referat hielt Schalom Hildesheimer, der die Bedeutung der jüdischen Musik und deren genauere Erforschung auseinandersetzte. \diamond Leopold Godowsky und Jascha Heifetz gründeten in Amerika einen Verein The Jewish Memorial Conservatory in Palestine, der Fonds zur Begründung eines *Hebräischen Konservatoriums in Palästina* sammelt. Man will dieses Konservatorium in die Nähe der Jerusalemer Universität verlegen. Die beiden Künstler veranstalten Konzertsourneen zur Vergrößerung des Fonds. \diamond Der Einakter *Pergolesi* Il maestro di musica ist, von dem Hallenser Musikgelehrten Arnold Schering bearbeitet, unter Ernst Kreneks Fachberatung in Kassel aufgeführt worden. Wieder hat sich gezeigt, daß diese Musik gerade den Heutigen nahe liegt. Das Berliner Opernhaus nimmt von dieser Tatsache andauernd keine Kenntnis. Pergolesi, Händel und die anderen existieren hier immer noch nicht. \diamond Nach Alban Berg hat auch der Bremer Kapellmeister *Manfred Gurlitt* Büchners *Wozzek* in Musik gesetzt. Das Werk wurde am 22. April, von ihm selbst dirigiert, in Bremen aufgeführt. \diamond Der Amerikaner *Georg Antheil* hat ein Ballet *mécanique* komponiert. Dieses

Werk hat folgende Besetzung: 16 elektrische Klaviere, 8 Xylophone, 2 Stahlplatten, 2 Elektromotore, 1 Sirene, 2 Becken, 4 Trommeln und 1 elektrisches Glockenspiel. Es will den Sieg der amerikanischen Zivilisation über das primitive Leben verkörpern. \diamond Strawinskij, Malipiero und Goosens haben Werke für das *elektrische Pianola* komponiert. \diamond Zur Feier der 400. Wiederkehr des Geburtstags Palestrinas wurde im Februar im Konservatorium San Pietro a Mariella in Neapel ein Lehrstuhl für *Palestrinaforschung* errichtet, den der Musikgelehrte Giovanni Tebaldini innehat. \diamond In der Revue *Musicale* wurde ein bisher unbekanntes *Mozartbild* reproduziert. Das Blatt stellt die Aufnahme des 15jährigen Mozart in die Accademia Filarmonica in Bologna dar; es wurde bei einem Bologneser Antiquitätenhändler aufgefunden. \diamond Im Februar feierte die *Wiener Universaledition* ihr 25jähriges Bestehen. In diesem berühmten Musikverlag erschienen die meisten Werke Bruckners, Mahlers und aus neuerer Zeit Arnold Schönbergs; ebenso sind dort die meisten jungen Komponisten Deutschlands, Österreichs, Ungarns vertreten. Zu seinem Jubiläum ließ der Verlag eine umfangreiche Festschrift 25 Jahre neue Musik erscheinen. \diamond Die Accademia di Santa Cecilia in Rom hat *Arnold Schönberg* zum Ehrenmitglied ernannt. \diamond Werner Danckert *habilitierte* sich an der Universität Jena für Musikwissenschaft.

Literatur Eine Gesamtausgabe der musikalischen Werke *Carl Maria von Webers* wird von der Deutschen Akademie in München veranstaltet; sie soll am 100. Todestag Webers, am 5. Juni, beginnen. Diese Ausgabe, die von Hans Joachim Moser unter Mitwirkung vieler bedeutender Musiker redigiert wird und im Verlag Benno Filser in Augsburg erscheint, wird 24 Bände umfassen, in 3 Serien gegliedert, von denen die 1. die Kirchen- und Festmusik, die 2. die dramatischen Werke, die 3. die Orchesterkompositionen enthält. \diamond In Oskar von Riesemanns Buch über *Modest Mussorgskij*, das als 2. Band der Monographien zur russischen Musik/München, Dreimaskenverlag/ erschien, ist der Hauptnachdruck bewußt auf die Schilderung des Biographischen gelegt. Denn »nur aus dem Leben eines Künstlers kann man sein Schaffen voll verstehen«, schreibt der Autor. Auch wer diesen Standpunkt nicht annimmt, wird an der frischen und klaren Darstellung Freude haben.

Gar zu ausführliche Seiten wird man vielleicht überschlagen. In einem Punkt beansprucht aber die Schilderung Riesemanns besonderes Interesse. Der Verfasser geht ausführlich auf die Bearbeitung der Werke Mussorgskijs ein und nimmt dabei Stellung zugunsten Rimskij-Korssakows: Nach der Schilderung Riesemanns ist kein Zweifel, daß Rimskij-Korssakow menschlich nicht nur einwandfrei sondern in vieler Hinsicht bewunderungswürdig gehandelt hat. Er hat sich völlig uneigennützig in den Dienst der Sache gestellt und ihr Jahre seines Lebens gewidmet. Da Riesemann nun überall in erster Linie für die Tatsache des Schaffens und dessen menschliche Verbundenheiten interessiert ist, verteidigt er Rimskij-Korssakow doch wohl zu sehr, zumal er manche durch ihn bewirkte Veranstaltungen nicht bestreiten kann. Wir wollen ja durchaus nicht den Menschen Rimskij-Korssakow beurteilen, wir haben nur ein Interesse daran die Werke Mussorgskijs in ihrem eigenen Charakter und Wert zu hören. Das Leben Mussorgskijs mag uns interessieren, der bleibende Wert ist uns sein Werk. ◊

Mahlers Gattin veröffentlicht in einem starken Band *Gustav Mahlers Briefe 1879 bis 1911* /Wien, Paul Zsolnay/. Das Material ist sehr übersichtlich geordnet, 4 Bilder und ein Brieffaksimile sind eingefügt. Man wäre aber doch froh, wenn die Auswahl strenger getroffen wäre. Es sind zu viele Briefe in der Sammlung, die von reinen Äußerlichkeiten des Dirigentenberufs und Komponistendaseins, Kritiken usw. handeln. Dabei ist nur interessant zu sehen, daß auch Mahler von vielem nicht verschont wurde. Manche Briefe wirken recht charakteristisch für die Empfänger. Mahler stand eben inmitten heutiger Betriebsamkeit, und die Briefe, die wirklich von ihm erzählen, die ein Spiegel seines wahren Innern sind, muß man sich herausuchen. In ihnen hat man große Freude an dem göttigen, feinen und klugen Menschen. ◊

An dem Briefwechsel *Richard Strauß* mit Hugo von Hofmannsthal /Wien, Paul Zsolnay/ überrascht die ruhige Sachlichkeit, mit der er geführt ist. Man mag zu den beiden Autoren stehen, wie man will; die einfache, direkte Art über die Dinge zu sprechen berührt ungemein sympathisch. Nirgends eine Pose. Fast nüchtern erörtert Strauß die Notwendigkeiten, ergreift Hofmannsthal gegenüber fast immer die Initiative, beweist meist den größeren Scharfblick auch in dramatischen oder Bühnentechnischen Dingen. Das Können setzen die beiden voraus.

Mit Ruhe sprechen sie von dem, was sie machen wollen, sparen nicht an Kritik und äußeren Erkenntnissen, die oft weit über das Feld ihrer eigenen Zwecke hinausragen. Ein interessantes, wohltuendes Buch. Nur merkwürdig bleibt der Gegensatz dieser ruhig sachlichen Arbeit zu den Resultaten. ◊ Zum Schluß sei auf ein ausgezeichnetes kleines Büchlein hingewiesen, das in der Sonderreihe der Musikalischen Volksbücher (herausgegeben von Adolf Spemann und Hugo Stolle /Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger/) erschienen ist: Das Konzert, ein Führer durch die Geschichte des Musizierens in Noten und Bildern von *Kathi Meyer*. Die alten Notenschriften sind dem Laien meist unlesbar, wenn nicht überhaupt fremd. Die Verfasserin hat aus allen wichtigeren Stilperioden der Kunstgeschichte ein Musikstück in der Originalnotenschrift abgebildet, daneben einen Klavierauszug in unserer heutigen Schrift und eine Abbildung gestellt, aus der noch die äußere gesellschaftliche Form des Musizierens erkennbar ist. Kurze Erläuterungen führen in das Wesen der Schriften und der Zeiten ein. Wer sich die kleine Mühe macht und die alten Schriften mit ihrer Übersetzung in die moderne Schrift vergleicht, wird aus diesem Büchlein mehr erkennen als aus manchem schwierigen größern Werk. Auf diesem einfachen Weg erzielt die Verfasserin eine sehr prägnante Übersicht über die Geschichte der musikalischen Stilarten in Europa.

KULTUR

Kolonisation / Herman Kranold

Mineralien- funde

Der *canadische* Bergbau ist in letzter Zeit wiederum erheblich fortgeschritten. Die Provinz Quebec war bisher der einzige Teil des Britischen Reichs, in dem Lithiumvorkommen bekannt waren. Neuerdings ist jedoch in der canadischen Provinz Manitöba, in der Nähe des Winnipegflusses, bei Pointe du Bois ein großes Lithiumerzlager mit einem Gehalt von 20 % Lithium und einer Beimischung von Tantal entdeckt worden; das Vorkommen umfaßt mindestens 5000 Tonnen. Zwischen der Stadt Winnipeg und dem Duboissee scheint ein weiteres Lithiumerzlager vorhanden zu sein. Das Gebiet ist bereits von Eisenbahnen erschlossen, so daß mit dem Abbau unverzüglich begonnen werden kann. Lithium wird zur Herstellung von Feuerwerkskörpern, Photographiechemikalien und Arzneien, Tantal für elektrische Glühkörper, Glüh-

strümpfe und anderes mehr benutzt. Bisher hatten die Vereinigten Staaten ein Monopol auf die Gewinnung des leichten Edelgases Helium, das wegen seiner Unverbrennlichkeit der sicherste Stoff zur Füllung von Luftschiffen ist. Nun ist, nur ein paar Meilen von der canadischen Industriestadt Toronto entfernt, in Canada bei dem Ort Inglewood Helium entdeckt worden. Dem neu erschlossenen Schatz gebührt eine besondere Bedeutung, weil man neuerdings Helium auch bei der Herstellung von Sprengstoffen für den Bergwerksgebrauch verwendet. Die Universität Toronto kaufte sofort für ein paar Tausend Dollars das ganze in Frage kommende Land an und sicherte sich dadurch dieses Gas für ihre Laboratorien. Die jährliche Produktion wird vorläufig auf 100 000 Kubikfuß reines Heliumgas geschätzt. Das Gas enthält in der Hauptsache Kohlenwasserstoffe; der Gehalt an Helium beträgt etwa 8 %, das heißt 4mal so viel wie bei dem Vorkommen in den Vereinigten Staaten. In der Provinz Alberta fand man im Turner Valley und bei Wainwright, 180 Kilometer von der Hauptstadt Edmonton entfernt, erhebliche Erdölvorkommen. Schon seit längerer Zeit hatte man ihr Vorhandensein vermutet; die Bohrungen hatten aber erst seit 1923 Erfolg. Die kapitalistische Erschließung hat bereits begonnen, auch die Raffinierung des Rohöls an Ort und Stelle ist in die Wege geleitet. Daneben ist es gelungen ein riesiges, 100 Fuß dickes Lager von Ölschiefer zu erbohren, das nunmehr auch abgebaut, und dessen Schiefer auf den Erdölgehalt verarbeitet werden soll.

Britisch Guayana Britisch Guayana liegt an der Nordostküste Südamerikas. Es hat eine ungefähr 5seitige Gestalt. Die Küste verläuft von Nordwesten nach Südosten. Nordwestlich liegt der nördlichste Punkt des Gebiets bei dem Kap Punta Playa, $8\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicher Breite. Das andere Ende der Küste bildet die Einmündung des Rio Corentyne in den Atlantischen Ozean, ungefähr $5\frac{1}{2}^{\circ}$ nördlicher Breite. Von dort erstreckt sich die Grenze fast genau nach Süden längs dieses Flusses, um auf einer Breite von 2° , schwach nach Südwesten geneigt, bis zu einem nahe dem Äquator gelegenen Punkt in der neuen Richtung zu verlaufen. Dann kehrt die Grenze um und geht in nordwestlicher Richtung bis zu 5° nördlicher Breite, bis sie mit starken Auszackungen in allgemeiner nördlicher Richtung zur See zurückgeht. Die Begrenzung bilden also

auf den 4 Landseiten Niederländisch Guayana, Brasilien und Venezuela. Die größte nordsüdliche Ausdehnung beträgt 900, die größte ostwestliche 500 Kilometer. Der Fläche nach ist das Land ungefähr so groß wie England (230 000 Quadratkilometer).

Das Land ist ziemlich gebirgig, nur unmittelbar am Meer liegt ein breiteres ebenes Gebiet. Dort liegt auch, an dem tief ins Land einschneidenden Mündungsgolf des Rio Essequibo, die Landeshauptstadt Georgetown, in der 54 000 von den 310 000 Einwohnern des Landes wohnen. Wirtschaftlich ist das Gebiet bisher wenig erschlossen. An der Küste werden Reis und Zuckerrohr angebaut, aus dem Zuckerrohr Zucker und Rum gewonnen. Die Wälder im Innern liefern ein gummiähnliches Pflanzenharz, Balata, und an den Flüssen, namentlich im westlichen Teil des Landes, gewinnt man in geringen Mengen Gold und in etwas größerem Maß Diamanten. Im Küstengebiet selbst ist Viehzucht zu finden. In dem verhältnismäßig breiten Flußtal des Rio Mazaruni findet sich Wildkautschuk. Die Urwälder des Innern liefern Holz, im Küstengebiet sind vereinzelt Kulturen von Kokospalmen, im Hochland hie und da Kakaopflanzungen. Den Verkehr vermittelt nur eine kurze Eisenbahn längs der Küste, der Verkehr ins Innere des Landes wird durch Schifffahrt betrieben. Hier liegt 100 Kilometer aufwärts von Georgetown, nahe am Rio Demerara, das Städtchen Rockstone, bei dem neuerdings sehr erhebliche Vorkommen von Aluminiumerz (Bauxit) entdeckt worden sind. Im letzten Jahr wurden davon immerhin bereits 175 000 Tonnen exportiert. Britisch Guayana gehört erst seit 1815 zum Britischen Reich; bis dahin war es holländisch und bildete einen Teil des heute noch östlich angrenzenden holländischen Guayana (Surinam). Im ganzen ist die wirtschaftliche Entwicklung noch sehr weit zurück. Doch läßt der Reichtum an bereits bekannten Bodenschätzen erwarten, daß das Land demnächst stärker erschlossen werden wird. Der Abbau von Gold und Diamanten steht erst im Anfang; daneben kennt man Vorkommen von Platin, Silber, Kupfer, Tellur, Graphit, Glimmer, Eisenerz, Porzellanerde, Arsen, Monazitsand, Zirkon, Turmalin, Kobalt, Asphalt, Korund und Braunkohle. Freilich weiß man bei den meisten dieser Mineralien noch nicht, ob sich der Abbau bei den heutigen Preisen lohnen würde. Der landwirtschaftlicher Entwicklung steht entgegen, daß das Land gebirgig und von Urwäldern bedeckt ist,

deren Rodung erhebliche Kosten verursachen würde. Bei diesem Stand der Dinge hängt alles von der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse ab. Der Plan von Georgetown aus eine Bahn ins Innere zu führen, die sich dann in nordsüdlicher Richtung durch Brasilien hindurch bis zum Anschluß an das südbrasilianisch-argentinische Eisenbahnnetz fortsetzen könnte, ist vorläufig wenig greifbar; denn diese Bahn müßte den Amazonasstrom kreuzen und das brasilianische Urwaldgebiet in einer Breite von rund 1500 Kilometern durchqueren, ohne daß bis auf weiteres diese Gebiete wirtschaftlich irgendetwas zur Deckung der Bau- und Betriebskosten der Bahn beitragen könnten. Aussichtsreicher ist der Plan in das Gold- und Diamantengebiet von Rockstone eine Stichbahn zu bauen und von dort aus dann die Flußschiffahrt weiter landeinwärts als bisher zu entwickeln. Dazu müßte aber eine Anzahl großer Sandbänke weggeräumt werden. Dadurch würde namentlich auch ein Waldgebiet der Weltwirtschaft erschlossen werden, das in erheblichen Mengen verschiedene wertvolle Handelshölzer zu liefern vermöchte. Da die Flüsse an sich auf eine lange Strecke hin den Seeschiffen genügend Tiefe bieten, könnten diese Hölzer gleich ohne weitere Umladung über See verfrachtet werden. Die Ausfuhr an Hölzern betrug im Jahr 1925 bereits 196 000 Kubikfuß in 10 Monaten, um die Hälfte mehr als im Vorjahr. Die Bevölkerung des Landes besteht aus Indianern, Negern, Engländern, Portugiesen, Spaniern, Ostindern, Chinesen sowie Mischlingen aus diesen verschiedenen Völkern. Die Ostinder, die heute die größte unter allen diesen Gruppen darstellen (45 %), und die Neger haben sich bisher als die besten und erfolgreichsten Kleinbauern erwiesen. Die künftige wirtschaftliche Entwicklung wird davon abhängen, ob es gelingt Einwanderer ins Land zu ziehen. Wahrscheinlich wird, wegen des tropischen Klimas, auch da Ostindien mit seinen Menschenmassen wieder den Vorrang behaupten. Diese Inder haben auch allerlei Ersparnisse gemacht und stellen bisher die einzige etwas beträchtlichere Gruppe von Kapitaleignern in der Kolonie dar. Namentlich der Außenhandel liegt so gut wie ganz in ihrer Hand. In Georgetown geht man jetzt daran ordentliche Straßen zu bauen, eine Wasserleitung zu legen und die Stadt zu kanalisieren. 12 Millionen Mark sind zunächst dafür vorgesehen. Da die Stadt vollständig eben liegt und nicht das ge-

ringste Gefälle nach irgendeiner Seite hin hat, mußten große elektrisch betriebene Pumpenanlagen für die Kanalisation geschaffen werden. 24 solcher unterirdischer Pumpstationen will man nach und nach bauen. Zur Verbesserung der Wasserversorgung sollen zunächst 60 artesische Brunnen im Stadtgebiet erbohrt werden.

Bolivia Zu den Ländern, deren Erschließung immer mehr in den Vordergrund des weltwirtschaftlichen Interesses rückt, gehört Bolivia. Das Land hat seit einigen Jahrzehnten keine direkte Berührung mit dem Weltmeer. Das westliche Drittel Bolivias ist Hochgebirge, das bis zu 7000 Meter ansteigt, die östlichen zwei Drittel bilden eine Hochebene von 2000 bis 4000 Meter Höhe. Der nördliche, größere Teil des Landes wird durch einige stattliche Ströme zum Rio Madeira, einem riesigen südlichen Nebenfluß des Amazonas, entwässert, der südliche Teil durch mehrere große Flüsse zum Rio Paraguay, einem Hauptquellfluß des Paraná oder Rio de la Plata. Allerdings besteht eine gewisse Aussicht, daß Bolivia demnächst wieder einen Zugang zum Meer gewinnt. Zwischen Chile und Peru streitet man um das Grenzgebiet, das die beiden Provinzen Tacna und Arica umfaßt. Der geplanten Volksabstimmung haben sich erhebliche Hindernisse in den Weg gestellt, und deshalb beabsichtigt man das strittige Gebiet Bolivien anzugliedern. Damit würde das bolivianische Land bis an den Stillen Ozean reichen, und es gäwäne in Arica einen Seehafen, der bereits jetzt durch eine Bahn quer über das Hochgebirge mit der Landeshauptstadt und damit mit dem allerdings noch sehr dürftigen bolivianischen Eisenbahnnetz in Verbindung steht.

Von außen her ist Bolivia heute nur über die eben erwähnte Bahn und über 3 andere Bahnen erreichbar. Die eine geht von dem bolivianischen Hafen Islay zum Titicacasee, die andere von Nordargentinien bis an die bolivianische Grenze. Schließlich besteht noch eine Verbindung zwischen der chilenischen Küstenbahn und dem bolivianischen Eisenbahnnetz; sie führt aber eine lange Strecke weit durch das höchste Gebirge und ist daher namentlich für den Transport von Massengütern sehr wenig leistungsfähig. Zu Schiff ist Bolivia bisher nur über den Rio Madeira zu erreichen. Der Rio Paraguay, der eine Verbindung mit der gleichnamigen Republik und mit Argentinien darstellt, ist zwar schiffbar, gehört aber im Grenzgebiet zu Brasilien. Durch

einen neuerdings abgeschlossenen Vertrag ist der bolivianischen Regierung das Recht verliehen worden auf diesem Fluß eine Dampfschiffahrt einzurichten. Eine englische Gesellschaft, die das Recht erworben hat Bolivias Petroleumschätze auszubeuten, hat eine Konzession für diese Schifffahrtlinie erhalten und es als Gegenleistung dafür übernommen in 3 südlichen Provinzen Brasiliens, die bisher kaum bewohnt sind, Tariga, Chuquisaca und Cochamba, europäische Kolonisten anzusiedeln, am Fluß Häfen anzulegen und die Ausbeutung der Holzbestände der Urwälder sowie die Anlage von Maiskulturen in die Wege zu leiten. Sie darf alles ohne Zoll über die Grenze bewegen.

Die bolivianischen Bodenschätze sind außerordentlich reich und vielgestaltig. Sehr wichtig ist, daß letzthin erhebliche Vorkommen von Eisenerz entdeckt worden sind. Um sie abzubauen, organisierte man eine Gesellschaft, deren Kapital zu 51 % vom Staat gestellt wurde. Da es in Südamerika an Eisenerzen sehr fehlt, wird sich dieser Bergbau voraussichtlich bald günstig entwickeln. Schon jetzt besteht eine sehr erhebliche Ausfuhr von Kupfer, Wismut, Gold und Zinn, daneben auch von Mangan und Silber, Borax und Erdöl sowie Zink. Die Landwirtschaft liefert, entsprechend der großen Höhenlage des größten Teils des Landes, sehr wenig. In Kulturen kommen bisher eigentlich nur Kakao und Kaffee vor. Aus den Beständen an Wildbäumen werden Chinarinde und Kokain gewonnen. Das Lama liefert ebenso wie die Hochgebirgsziege Wolle, und auf einigen Flächen des mittlern Ostens besteht eine gewisse Rindviehzucht.

Im großen und ganzen ist anzunehmen, daß die nächste Zukunft Bolivias mehr im Bergbau zu suchen ist. Die Fläche beträgt (ohne Tacna- und Arica) 1,3 Millionen Quadratkilometer, die Einwohnerzahl 3 Millionen, wovon 100 000 auf die Hauptstadt La Paz kommen.

Kurze Chronik Die indische Regierung hat sich entschlossen die Ausfuhr von *Opium* zu anderen als medizinischen Zwecken zu verbieten. Damit wird ein alter Schandfleck der Kolonialgeschichte getilgt. Die indische Regierung verliert dadurch eine Jahreseinnahme von etwa 40 Millionen Mark, die ihr bisher der Ausfuhrzoll auf *Opium* brachte. ◊ Die Regierung Tibets hat der Regierung der Vereinigten Staaten mitgeteilt, daß fortan *Tabak* in Tibet nicht mehr eingeführt werden dürfe. »Der

schlechte Geruch des Tabaks«, heißt es in ihrer Note, »belästigt die Götter, die die heilige Erde Tibets bewohnen, und könnte die Ursache von Krankheiten für Menschen und Tiere bilden.« ◊ Zwei Professoren am Hamburger Tropeninstitut, Peter Mühlens und Johannes Menk, haben ein Heilmittel für die, die tropischen und subtropischen Gebiete arg verseuchende *Amöbenruhr* in dem Präparat *Yatren 105* entdeckt. Das Mittel kann in Form von Pillen eingenommen werden. Die Ergebnisse jahrelanger systematischer Proben in allen möglichen Ländern sind glänzend. Sowohl bei den akuten wie bei den chronischen Formen der Krankheit trat schnelle und vollständige Heilung ein. Damit können große Kolonialgebiete von dieser Seuche befreit werden. ◊ Im ehemaligen Deutsch Ostafrika sind neue große Gebiete in den Bezirken Dodoma und Iringa sowie die ganzen Bezirke Tabora und Kigoma, soweit sie südlich der Zentralbahn liegen, von *Schlafkrankheit* verseucht. Sie sind für die Arbeiteranwerbung gesperrt. ◊ Auf der England gehörigen westindischen Insel *Jamaica* wird aus den Fasern der Bananenschale demnächst Kunstseide hergestellt werden. ◊ Die Regierung *Perus* will, mit einem Aufwand von 16 Millionen Mark, im Küstengebiet der Provinzen Lima, Ica, Anacs und Libertad große Ländereien für den Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr künstlich bewässern. ◊ Die *venezolanische* Regierung wird zur Förderung des Baumwollanbaus in den Provinzen Carabobo und Achaguas Geldprämien aussetzen. ◊ Eine britische Expedition ist ausgezogen, um zu untersuchen, wie weit die in Britisch Betschuanaland gelegene *Wüste Kalahari* künstlich bewässert werden kann. Man nimmt an, daß es möglich ist den Wechsel von wasserlosem Gebiet und Salzsümpfen durch entsprechende Bauten zu einer gleichmäßig bewässerten und daher für agrarische Kultivierung brauchbaren Ebene umzugestalten. ◊ In *Britisch Nigerian* ist eine wichtige Eisenbahnlinie gebaut worden. Sie schließt sich an das vorhandene Netz in Zaria an und geht von dort in nördlicher Richtung nach Gusau. Sie soll hauptsächlich das Baumwollgelände der Provinz Sokotro dem Welthandel erschließen. ◊ Die Regierung der in Westafrika gelegenen englischen Kolonie *Sierra Leone* will eine Musterfarm für die Anpflanzung von Ölpalmen mit einem Aufwand von 300 000 Mark anlegen. Gegenwärtig dienen nur 180 englische Quadratmeilen in der Kolonie dieser Kultur,

während 100 000 Quadratmeilen geeigneten Landes zur Verfügung stehen. Die Ölpalmenkulturen eignen sich für bäuerliche Kleinbetriebe; man hofft auf diese Weise einen weitem Teil der eingeborenen Bevölkerung zu bäuerlicher Selbstständigkeit zu bringen. ◊ Auf *Java* wird mit einem Aufwand von 15 Millionen Mark auf Grund eines neuen Verfahrens eine große Kokosfaserspinnerei errichtet, die das Monopol der Jutefaser als Rohstoff für Säcke durchbrechen soll. ◊ Zur Förderung des Zinnbergbaus in den *Malaienstaaten* wird am Perakfluß ein großes elektrisches Kraftwerk errichtet.

EINZELNES

Neuerscheinungen

Weltbild Der Titel des Büchleins *Felix Ebertys Die Gestirne und die Weltgeschichte* /Berlin, J. M. Spaeth/ könnte auf Astrologisches deuten, dem man sich heute ja wieder zuwendet. Aber davon enthält der Band nichts, vielmehr, wie der Untertitel sagt, »Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit«. Albert Einstein hat es mit einem Geleitwort versehen. Der Verfasser war ein gebildeter, auch naturwissenschaftlich und philosophisch interessierter Jurist, der vor 42 Jahren, 72 Jahre alt, aus dem Leben schied. Das Schriftchen selbst hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Es erschien im Jahr 1846 anonym, worauf es ins Englische übersetzt wurde und in England als Originalwerk großen Absatz fand. 1860 wurde es als englische Schrift ins Deutsche übersetzt, und erst 1874 gab Eberty es unter seinem Namen neu heraus. Die jetzt vorliegende recht zeitgemäße Neuausgabe verdanken wir Gregorius Itelson (der ihr Erscheinen nicht lange überlebt hat; er fiel bald darauf der Roheit eines völkisch Verhetzten, dazu durch Trunkenheit aller Hemmungen Beraubten zum Opfer). Das Schriftchen geht von der Tatsache aus, daß das Licht zu seiner Ausbreitung Zeit gebraucht, und daß deshalb auf fernen Sternen jetzt das erblickt wird, was sich vor Jahren, Jahrzehnten, ja Jahrhunderten und Jahrtausenden auf der Erde ereignet hat. Das zeitliche Nacheinander kann so als ein räumliches Nebeneinander vorgestellt werden. Ebenso können die Ereignisse einer Jahrhunderte oder Jahrtausende langen Geschichte in dem Zeitraum von wenigen Stunden, Minuten oder selbst Sekunden an unserm Auge vorübergeführt werden, wenn wir uns vorstellen, daß wir in solcher kurzen

Zeit von einem fernen Gestirn bis auf die Erde gelangen. Von solchen Grundlagen ausgehend wird ausgeführt, wie Raum- und Zeitmaße, überhaupt Raum und Zeit etwas durchaus Relatives sind, »lediglich eine Art und Weise, wie der menschliche Geist mit Hilfe der menschlichen Sinne das Geschehen der Begebenheiten wahrnimmt, während diese . . . unabhängig von der Zeit gedacht werden müssen«. Man muß diesem vor 80 Jahren geschriebenen Büchlein heute ein sehr aktuelles Interesse zusprechen und eine weite Verbreitung wünschen. Itelson hat sich mit der Neuherausgabe ein Verdienst erworben.

Wie unser Weltbild entstand nennt *Friedrich Dannemann* ein Büchlein, dessen hohe Auflagezahl schon von seiner Beliebtheit zeugt. Es führt in angenehmer Weise von den Anschauungen der ältesten Zeiten bis zu den modernen Anschauungen über die Welt zu dem Weltbild, das etwa zu Anfang unseres Jahrhunderts allgemein anerkannt war. Von den gewaltigen Umwälzungen, die es durch die Relativitätstheorie einerseits, durch die Forschungen der letzten Jahrzehnte über den Atombau in Verbindung mit der Quantentheorie andererseits erfahren hat, bringt das Büchlein nichts, wie es denn auch noch ganz auf dem Boden der mechanischen Naturauffassung steht, die alle Erscheinungen und Veränderungen auf Bewegungen zurückführen will: ein Mangel, der in einer neuen Auflage abgestellt werden sollte. Auch müßte der Verfasser die zu Unklarheiten führende Anwendung der Bezeichnung Kraft statt Energie oder Arbeit vermeiden, die er bei Besprechung des Energieprinzips im Anschluß an die in der Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchliche Bezeichnungsweise mehrfach benutzt. Auch den Satz »Die Energie des Weltalls ist konstant« sollte er nicht als allgemeinste Anwendung des Energieprinzips auf kosmische Verhältnisse bezeichnen, zumal er als Weltbild im unendlichen Raum ohne Grenzen vorhandene Sternsysteme und Nebelmassen hinstellt. Ist die Welt unendlich, so ist auch ihre Energie unendlich, und sie bliebe es, wenn auch noch so viel davon oder dazu getan würde; von einer Konstanz kann dann nicht gesprochen werden. Doch gibt das Buch in ansprechender Form einen Überblick über die Wandlungen und Ausgestaltungen des naturwissenschaftlichen Weltbilds, der manchen Leser zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand anregen dürfte.

Bruno Borchardt